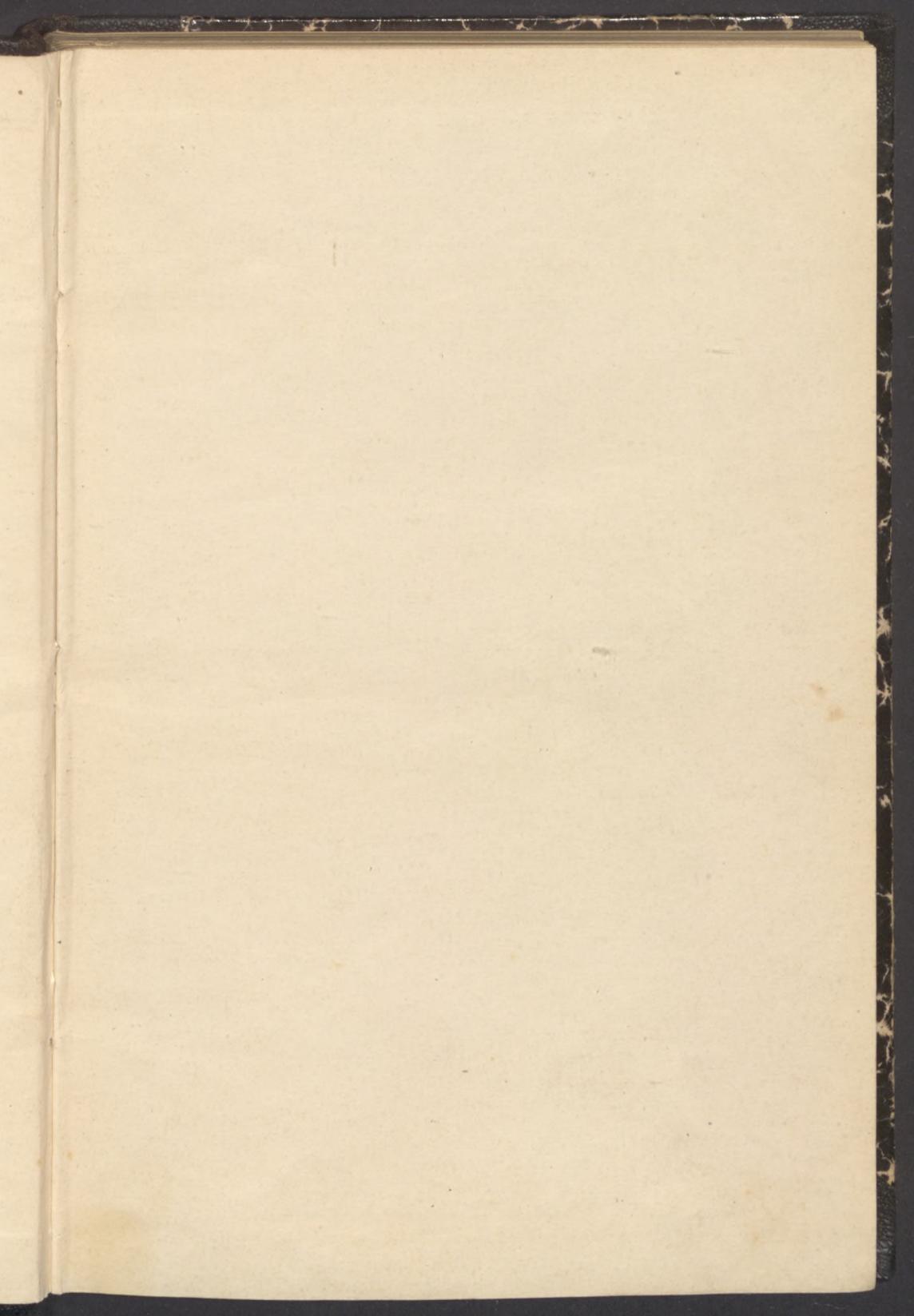


Biblioteka
U. M. K.
Torró

33728

Ca 284 8°



Lorenz Dr. L. Reicke,
in Hofapfehung, mit sorgfältigem Gesp.!

Elisabetha Lemke.

Berlin, Pa. 1899. Da 284. 87

Volksthümliches in Ostpreussen.

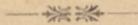
Dritter Theil.

(?) dep. no 33728

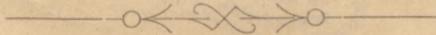
Volksthümliches in Ostpreussen.

Von

G. Lemke.



Dritter Theil.



Allenstein.

Druck und Verlag von W. E. Varich.

1899.



33728



Inhaltsverzeichnis.

Vorwort

Seite
XIII

Wohnung, Geräthschaften und Kleidung.

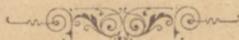
Auf hohe Mieth'	3
Richten des Hauses	4
Bieren	—
Die Rathe	5
Ein Bohlenhaus	—
Ein Rucksloch	6
Schoppenthüren	—
Siebelverzierungen	6
Rüchen	—
Hausthüren	—
Hufeisen	—
Flur	—
Die Lucht	7
Die Feuerleiter	—
Die Bordschoben	—
Die Sperlinge	—
Das Gespär	—
Das Reichelholz	—
Der Schoricht	—
Der Ramin	8
Der Ofen	—
Die Kartoffelhaul'	—
Unter'm Ofen	—
Ein Stübchen	—
Die Stube	9
Die Betten	10
Der Betthimmel	—

	Seite
Die Wiege	11
Die Schränke	—
Die Lad'	12
Die Stühle	—
Die Ofenbank	—
Die Eßensbank	—
Der Tisch	—
Die Fußbank	13
Das Fenster	14
Wassertonne	—
Wasserschcupp	—
Die Salzpaukel	—
Das Schorjächtenbrett	—
Der Grapen	14
Der Dreibein	15
Der Platz für die Hühner	—
Der Zeiger	—
Das Schneetmesser	—
Der Schäferstod	—
Der Krüdstod	—
Der Lampenhaken	—
Der hölzerne Kalender	16
Bilder	—
Pathenbriefe	—
Haus-Segen	—
Haus-, Schütz- und Himmelsbriefe	17
Bücher, Schreibzeug u. s. w.	19
Spiegel	20
Handtuch	21
Die Rahmenstange	—
Die Feuerzange	22
Das Butterfaß	—
Mull und Brodtrog	—
Wurftopfer	—
Grapenhaken	23
Das Löffelbrett	—
Der Paartopf	—
Krus	—
Schüsseln	—
Das Spinnrad	—
Der Webstuhl	—
Waschfaß	24

	Seite
Wangelholz	24
Zimmerschmuck	—
Die Kammer	—
Kartoffelsörbe	25
Die Sense	—
Der Hammbolz	—
Der Hammer	—
Der Strich	—
Der Schmelbesen	—
Schlüsselzeichen	—
Die Stubenthür	—
Der Strohkranz	—
Bridel	—
Spitzknochen	—
Nachhänger	26
Schnupftabaksdojen	—
Das Winkeleisen	—
Die Hobel	—
Holzhammer	—
Haufloß	—
Der Garten	—
Die Bank vor'm Hause	—
Die Ställe	—
Heberrod für Frauen	27
Frauenkleid	—
Altmodischer Kopfsuß der Frauen	28
Altmodische Frauenhüte	—
Jacke mit Hundeohrchen	—
Die Schärp	—
Die waschbare Frauenmütze	29
Die Frauenjade	—
Der Buschert	—
Das Hälschen	—
Die Fußbelleidung	—
Die Taschentücher	30

Dialektproben.

Wenn'eer sull de Welt verge'e?	33
De heeds Brider	35



Nachtrag zum ersten Theil.

Erstes Kapitel.

In der Neujahrsnacht.

Ein Thaler, der immer mehr Geld nach sich zieht	41
-----------------------------------------------------------	----

Fünftes Kapitel.

Johanni-Abend.

Ein Kreuz auf der Thür	42
----------------------------------	----

Sechstes Kapitel.

Ernte-Gebräuche.

Erntefranz und Erntefrone	—
Die Puppe	—

Achtes Kapitel.

Hochzeitsgebräuche.

Blatzmeister	43
Die Mufft	—
Ausbitt'	—
Die Braut stehen	44
Abnehmen der Brautfrone	—
Die Braut tanzt	—

Neuntes Kapitel.

Der Täufling	45
------------------------	----

Zehntes Kapitel.

Heil- und Zaubergebräuche in Krankheitsfällen.

Augenleiden	46
Bleichsucht	—
Brustleiden	—
Fieber	—
Geschwulst	—
Husten	—

	Seite
Kooll	46
Kopfschmerzen	47
Krämpfe	—
Krähe	—
Lungenleiden	—
Ohrenleiden	—
Rheumatismus	—
Stiche	—
Wassersucht	—
Wunden	48
Zahnschmerzen	—

Elftes Kapitel.

Nach dem Tode.

Die Thür nicht zuschließen	49
Dem Todten Geld mitgeben	—
Der Zärm	—
Stroh hinwerfen	—
Ungetaufte Kinder	—
Selbstmörder	50
Vermuthungen über das Treiben der Todten	—

Zwölftes Kapitel.

Allerlei Spuk.

Die Untererdschen	—
Der Teufel	51
Die Todten zeigen sich	—
Den Tod tragen	—
Der Wehrwolf	—
Die Seejungfern	52

Dreizehntes Kapitel.

Volksthümliches aus der Pflanzenwelt	—
--------------------------------------	---

Vierzehntes Kapitel.

Volksthümliches aus der Thierwelt.

Das Rindvieh	54
Das Schwein	55

Der Hund	Seit 55
Die Rahe	—
Das Federvieh	56
Der Maulwurf	—
Die Ameise	57
Die Laus	—
Die Fliege	—
Frösche und Kröten	—
Schlangen und Eidechsen	—
Der Aal	58
Der Storch	—
Die Nachtigall	—
Die Krähe	—
Die Schwalbe	—
Der Hänfling	—
Die wilde Gans	—
Die Rohrdommel	—
Die Elster	—
Eulen	—

Fünfzehntes Kapitel.

In der Küche	59
------------------------	----

Sechszehntes Kapitel.

Spinnen, Weben, Nähen u. s. w.	67
----------------------------------------	----

Siebenzehntes Kapitel.

Volksthümliche Wetterkunde	69
--------------------------------------	----

Achtzehntes Kapitel.

Verschiedentlicher Aberglauben.

Der böse Blick	70
Zigeuner	71
Rache am Diebe	—
Das Herz eines neugeborenen Kindes	—
Das Blut von Hingerichteten	—
Für den Jäger	72
In den Sternen lesen	—
Bücher und andere Schriften	—
Allerlei scherzhafter Aberglauben	73

Neunzehntes Kapitel.

Seite

Reime, Spiele u. s. w.

Wiegenlieder	73
Scherze mit kleinen Kindern	—
Abzählverse	—
Kinderspiele	74
Räthsel	75
Lieder für Erwachsene	77
Tänze	83

Zwanzigstes Kapitel.

Glossar	87
-------------------	----

Nachtrag zum zweiten Theil.

Sagen, Spukgeschichten u. dgl. m.

71. Die schwarze Dame auf dem Geserich	109
72. Die schwarze Dame von Gr. Arnsdorf	—
73. Die versunkene Kirche bei Liebemühl	110
74. Die Kirchenglocke in Saalfeld	111
75. Die Andacht der Todten in Gr. Samrodt	112
76. Die Todten in der Neujahrsnacht	—
77. Die Fußspuren vom lieben Gott bei Bärting	113
78. Die Pfarrersfrau ohne Schatten	—
79. Die Pfarrerstochter, die Hexen konnte	115
80. Der vom Himmel gefallene Leichenstein	116
81. Einmal vom Tode losgekauft	—
82. Der Böse in Pomehlen	—
83. Das Geld unter'm Obstbaum	118
84. Der todte Hund als Geldsack	—
85. Die wilde Jagd bei Winkenhagen	119
86. Die wilde Jagd in Gr. Boyden	—
87. Der schwarze See in Waldeuten	120
88. Die Seejungfer in Gr. Kanthen	—
89. Die neun feurigen Thore	—
90. Die Spinnerin im Monde II.	121
91. Die Erbsen	122
92. Die Roggenähren	—
93. Die Espe	—
94. Die Rohrdommel	123
95. Der Kreuzvogel	—

	Seite
96. Der Storch im Alee	123
97. Die geizige Bäckersfrau	124
98. Das Andenken-Holz zwischen Kunzendorf und Br. Marf	—
99. Das hohe Gras in Gr. Hanswalde	125
100. Die Seele	—
101. Tausend Jahre und nicht tausend	—
102. Das Buch Sirach	126
103. Die Untererdchen, die Mehl stahlen	—
104. Die Untererdchen im Pferdestall	127
105. Die Taufe bei den Untererdchen	—
106. Die Untererdchen in Kuppen	128
107. Das Untererdchen in Gr. Simnau	129
108. Wie Rhoden entstanden ist	—
109. Die Ritter in Bändken	130
110. Der alte Dessauer	—
111. Die Schweden in Br. Marf	—
112. Friedrich der Große durch's Land wandernd	131
113. Die Franzosen in Liebwalde	—
114. Die erfrorenen Franzosen	—
115. Prinz Friedrich Karl als Schweinetreiber	132
116. Kaiser Wilhelm I. im Kriege 1870—71	—
117. Wie der Kronprinz über die Mauer kletterte	133



Märchen.

57. Vom Karl, der in der Hölle diente	137
58. Der dwatsche Hans VIII.	144
59. " " " IX.	146
60. Im Schloß der Grünheit	153
61. Die gute Ruh	157
62. Einer, der Glück hatte	160
63. Die beiden Brüder	162
64. Die stumme Prinzessin	167
65. Hans Bar	168
66. Der Prinz von Drengfurt	172
67. Von dem, dem die Geister halfen	177



Vorwort.

Unter mancherlei Schwierigkeiten ist es mir endlich möglich gewesen, den dritten Theil dieses Buches fertig zu stellen; aber dies „fertig“ bezieht sich nur auf den erzwungenen Abschluß meiner Arbeit. Mit dem endgültigen Verlust der geliebten Heimath habe ich auch den Verlust des mir so werthen Arbeitsgebiets zu beklagen, während doch Beobachtung und Sammlung des Volksthümlichen daselbst keineswegs abgeschlossen sind. Die Kritik möge daher den großen, mitunter gewiß auffälligen Lücken gegenüber einige Nachsicht üben.

Auch für das hier Gebrachte kann ich die Versicherung geben, daß ich keinen einzigen, noch so kleinen Beitrag aus anderen Schriften entlehnt habe; nur Selbstgehörtes, Selbsterfahrenes ist aufgenommen worden, nach den Grundsätzen, die ich sowol im Vorwort zum I, wie im Vorwort zum II. Theil mitgetheilt habe. Die daraus erwachsende Zuverlässigkeit möge für die Mängel entschädigen.

Obgleich ich in I. und II. das Forschungsgebiet genau bezeichnet habe, sei hier doch bemerkt, daß der von mir ausgebeutete Kreis 40 km. im Durchmesser beträgt und daß als sein Mittelpunkt die Stadt Saalfeld anzusehen ist.

Es sind 15 $\frac{1}{2}$ Jahre vergangen, seit ich mit den Aufzeichnungen begann. Seitdem hat sich von dem hier Mitgetheilten, soweit ich nach bestem Wissen bezeugen kann, Nichts geändert.

Was eine Wiedergabe im Dialekt anbelangt, so verweise ich auf den Abschnitt „Dialektproben“. Die (als Fußnote vorher) angeführten Briefe sind so wenig ein Spiegelbild der Volkssprache, wie das „*Maria*“ der Wirklichkeit entspricht, indem man nur (und ziemlich hart) *Mari'* sagt. In Bezug auf das Glossar möchte ich noch bemerken, daß ich niemals der Ansicht gewesen bin, damit Etwas vorzuführen, was besagtem Gebiete allein eigenthümlich ist und nicht auch andermwärts angetroffen wird.

Auch von dem Inhalt des III. Theiles hat Einiges schon vorher Abdruck gefunden: in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, im „Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens“, in der ill. W.-Schr. „*Der Bär*“, in den „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins“ (f. Hohenzollern), im Monatsbl. der „*Brandenburgia*“ u. s. w.

Wenn ich in dem genannten Zeitraume auch wol gelernt habe, den Spuren des Volksthümlichen nachzugehen und den Zusammenhang zu erkennen, habe ich dennoch hier vollständig auf Hinweise u. dgl. verzichtet. Mein kleines Buch sollte nur verbürgtes Rohmaterial vorstellen; dem Kundigen ist so ein besserer Dienst geleistet. Wie zahlreich die Pfade sind, auf denen wir zur uralten Vergangenheit wandern können, ahnt dagegen der Unkundige nicht; ihm muß das Meiste wüß und kindisch erscheinen. Wie würde er staunen, wüßte er z. B. die Beziehungen, welche Hammer, glühende Kohlen, rothes Band, das Kreuz an der Stallthür, die Masken Erbsenbär, Ziegenbock und Storch, die Gewitterfurcht am Himmel-fahrtstage, die Donnerkeile (Belemniten), die Donnerbesen (an Bäumen), Mistel, Eberesche u. s. w. zu dem Gewittergotte Thor-Donar haben: wol der gewaltigsten Gottheit aller Germanen!

Möge die Arbeit, die ich mit größter Freude und aufrichtiger Hingebung übernahm, den Freunden des Volksthums auch in diesen Schluß-Mittheilungen und Nachträgen nicht unlieb sein.

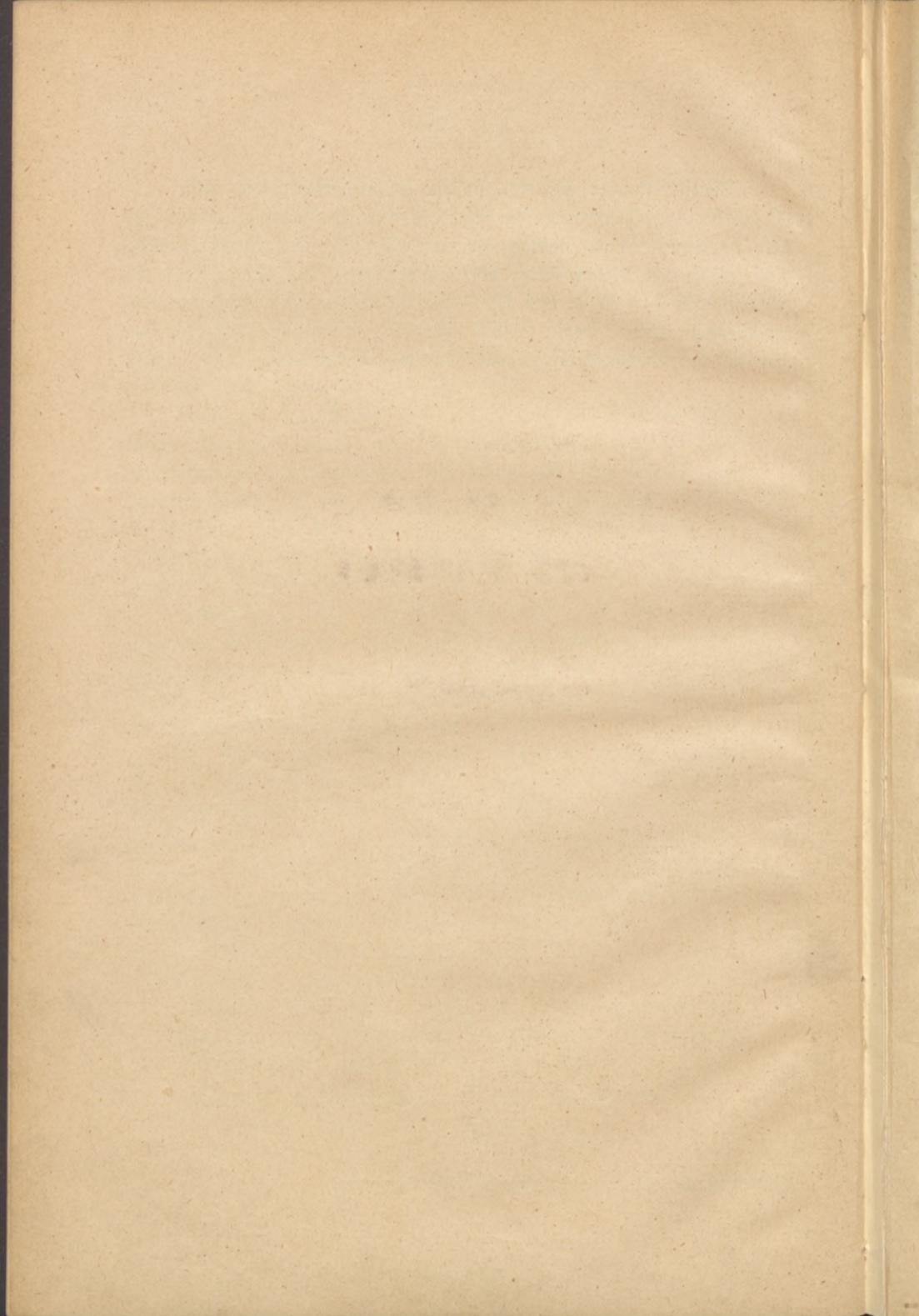
Berlin S. W. Wilhelmstraße 125, den 31. Oktober 1896.

G. D e m k e.

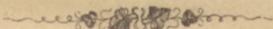
Diesen nunmehr vor drei Jahren geschriebenen Zeilen muß ich ein herzliches Dankeswort für Herrn C. Harich hinzufügen, der nach Hindernissen und Störungen mannigfacher Art in liebenswürdiger Weise den Verlag wieder übernommen hat. Der III. Theil erscheint nicht — wie I. und II. — in Mohrungen Ostpr., sondern in Allenstein Ostpr., wohin Herr C. Harich inzwischen gezogen ist, hier die alte Buchdruckerei gleichen Namens übernehmend.

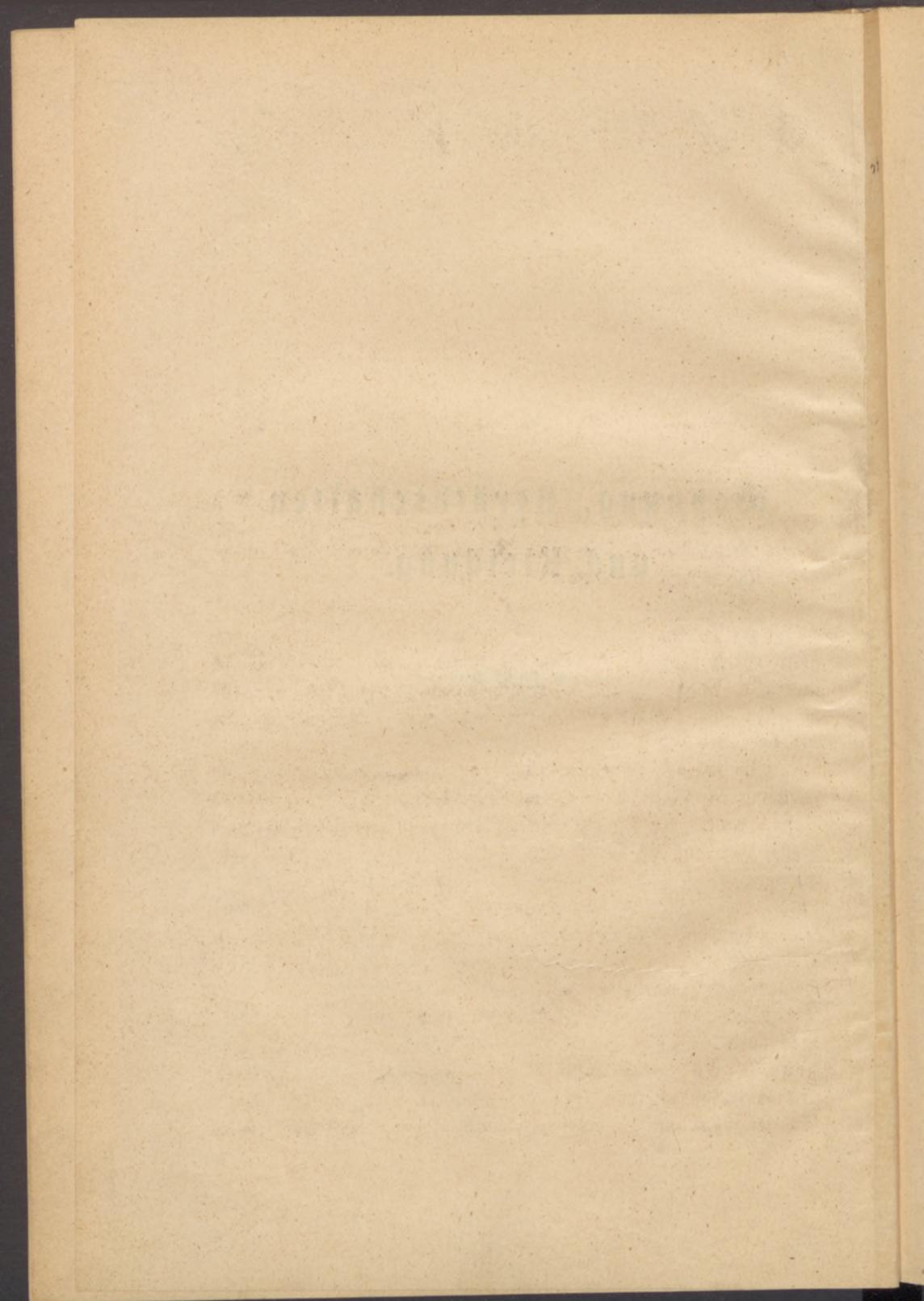
(1899.)

C. L.



Wohnung, Geräthschaften
und Kleidung.







Wohnung, Geräthschaften und Kleidung.

Es war meine Absicht, umfassende Mittheilungen über diese Gebiete zu bringen; leider sind es aber nur wenige Aufzeichnungen, welche ich als Beweis eines guten Willens bieten kann. Die Gründe dafür sind bereits im Vorwort angegeben.

Indem ich nun von den vielen hierherzurechnenden Einzelheiten nur jene heranziehe, welche am häufigsten anzutreffen sind und somit ein feststehendes Bild von der Wohnung u. s. w. des Volkes gewähren, spreche ich von der Landbevölkerung, obgleich das Gesagte zuweilen auch auf die ärmeren Bewohner unserer kleinen Städte zu beziehen wäre.

Wie überall, so weichen auch hier mancherlei Bauten sowohl in ihrem Aeußeren, wie in ihrer Einrichtung mehr oder minder unter einander ab, und zeitgemäße Neuerungen verdrängen hier und da die von lange her überlieferten Formen, welcher selbstverständliche Vorgang indeß nicht an jedem Orte bemerkbar wird, während er anderwärts (z. B. in dem Fischerdorfe Gerswalde am Geserich) sehr ausgedehnte Wandlungen herbeiführt, so daß ein amerikamüder Auswanderer sich nach ein Paar Jahrzehnten nicht gleich in der Heimath zurechtfinden könnte.

Wenn der „Arme“ — so nennen sich die Leute selber — nicht durch einen Dienstherrn Wohnung erhält, so wohnt er „auf hohe Mieth“, was täglich ungefähr 10 Pfennig kostet. Meistens sind es Handwerker und Tagelöhner, die „auf hohe Mieth' zieh'n“. Sie bekommen für die jährliche Summe von 36 Mk. eine Stube,

z. B. bei einem Bauer, der sich außerdem noch einige Scharwerks-
d. h. Arbeitstage sichert.

Die Gutsleute — Knechte, Hirten, Injtleute u. A. m. — haben
gewöhnlich eine Stube, eine Kammer, Küche, Stall, Flur- und
Bodenraum. Zuweilen hat die Stube einen Kofen. Selten ver-
fügen die Leute über zwei Stuben.

Bei dem „kleinen Eigenthümer“ treten natürlich andere Ver-
hältnisse hinzu; und beim eigentlichen Bauer steigert sich jetzt
zusehends die Beeinflussung durch dem Volksthümlichen nicht mehr
angehörnde Mittel.

Nach dem „Nichten des Hauses“ spricht der Zimmermann:

Ich bin 'raufgeritten und geschritten.
Hätt' ich ein Pferd gehabt, so wär' ich 'raufgeritten;
Jetzt hab' ich kein Pferd,
Jetzt ist 's nicht viel Sagens werth.
Ich bin gereist durch das Land Hessen,
Sind große Schüsseln und wenig zu essen;
Lauter*) Bier und bitt'rer Wein;
Wer mag gern in dem Land Hessen sein?
Wenn die Schlehen und die Holzäpfel nicht gerathen,
So haben sie weder was zu kochen, noch zu braten.
Ich bin gereist durch das Land Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich's mir bedacht,
Hätt' ich Dir (mir?) eins, zwei, drei mitgebracht;
Aber ich habe mich besonnen,
Sie werden auch hier sein zu bekommen.

Nach dem „Bieren“, d. h. wenn die Bauleute Bier erhalten
haben, spricht ein Gesell:

Ich bin gereist durch das Land Oesterreich
Da hab' ich gemacht sieben Meister reich.
Der erste ist gestorben,
Der zweite ist verdorben,
Der dritte hat müssen sein Haus verkaufen,

*) Soll sicherlich heißen: Sauer

Der vierte ist ganz und gar entlaufen,
 Der fünfte hat Nichts überall,
 Der sechste sitzt im Hospital,
 Der siebente sitzt in Venedig im Krautgarten
 Und will die Andern all' erwarten.

„Na, bei so 'nem Haus,*) wie unsers, wird Nichts gesprochen.
 Da giebt der Herr 'n Stück Geld auch ohne das“.

Auf die Frage, ob man sich statt der einen Stube eine größere Wohnung wünsche, erfolgte die Antwort: „Was nützt das Wünschen? Für uns ist es ja doch gleich, wo wir wohnen. Und was sollt' ich wohl mit der zweiten Stub'?“

„Die Kathe“, d. h. ein ländliches Arbeiterhaus, wurde früher wohl immer aus Holz erbaut, wird jetzt aber lieber aus Ziegeln u. s. w. hergestellt. Im ersten Falle ist sie „ein Bohlenhaus“. (Die innere Einrichtung bleibt meist dieselbe; die am häufigsten vorkommende soll weiter unten näher beschrieben werden).

Die Herstellung eines Bohlenhauses wurde mir von einem alten Manne auf folgende Weise erklärt: „Zu unterm kommt 'n ficht'nes**) Lagerchen, damit die Dielen hernach d'ran festgenagelt werden können. Stein' gehören natürlich auch dazu; un da kost' die Schachtruth' jetzt (1889) 10 Thaler; oder (aber) früher gab man für's Achtel Stein' 6 Thaler un 'n Halben Branntwein. Die Wänd' werden so gemacht: Boh'l auf Boh'l, mit Löcherchen d'rin zum Verpflocken. Außen bleibt Holz, damit's nich stockt, un nach innen kommt so'n Kleband, so'n Bewurf. Die Fugen werden mit Moos ausgefüllt. Zuerst is so 'n Haus kalt; oder (aber) hernach is 's Ihnen so warm, das muß man so sein! — Das Bindwerk is bald aufgeführt. Früher macht' man 's langsam, oder (aber) nun wird Alles eilend gebaut.“

Je fünf Bohlen etwa werden — zwischen zwei wagerechten Balken (deren unterer auf Steinen ruht) und unterbrochen durch die notwendigen senkrechten Balken — „auf hohe Kant“ über einander geordnet und bilden die Wände. An den Schmalseiten des Hauses (das fast immer der Länge nach neben der Straße

*) Eine Kathe.

**) Soll heißen: Kiefern —.

steht) ragt über dem oberen Balken ein vorspringendes Brett hinaus, das von einigen Klögen gestützt wird. Eben solche vorspringenden und gestützten Bretter nehmen den hohen Siebel ein, der dreißig bis vierzig senkrechte Bohlen oder Bretter aufweist und in den meisten Fällen „ein Kuckloch“ (Guckloch) oder zuweilen „Schoppenthüren“ hat, durch welche Heu u. s. w. auf den Dach-Boden des Hauses und wieder hinausgeschafft wird. Das „Kuckloch“, rund oder viereckig, wird gewöhnlich durch ein kleines Stroh Bündel versperrt.

In Bezug auf „Siebelverzierungen“,*) unter denen die sogenannten „Pferdeköpfe“ sehr häufig sind, besteht die Meinung, daß man sich nichts Besonderes darunter zu denken habe. „Rei'che, so'ne Köpp haben Ihnen reen mischt nich zu bedeuten; die werden blos gemacht, damit 's doch 'n Korn (ein wenig) anders aussieht“.

Ein solches Haus (Kathe, Justhaus, Arbeiterwohnung) ist gewöhnlich auf vier Familien berechnet und demgemäß in vier gleiche Abtheilungen gebracht, in deren Mitte sich der große Schornstein erhebt. An Letzteren lehnen sich zunächst die vier „Küchen“; d. h. eine solche Küche ist keineswegs zum Kochen da, ausgenommen an Hochzeiten und andern Festtagen; sie ist ein oft nur enger und dunkler Raum, welcher in Verbindung mit dem Stubenofen steht. Früher wurde dieser Ofen von der Küche aus geheizt; jetzt hat man wohl immer die Einrichtung, den Ofen in der Stube heizen zu können.

Das Haus hat an jeder Längsseite zwei „Hausthüren“, die zu je einer Wohnung gehören. Der innen angebrachte, eiserne Kiegel, der eine solche Thür schließt, wird durch ein eingeknüpftes Band gehoben, welches durch ein Loch in der Thür gezogen ist und sich neben dem an der Außenseite der Thür besonders angenagelten, kräftigen Griffe befindet. — Hier und da trifft man ein an die Schwelle genageltes „Hufeisen“.

Tritt man in's Haus, so befindet man sich im „Flur“, der nicht sehr geräumig ist, aber doch eine Menge Wirthschaftsgeräte

*) Mittheilungen und Zeichnungen brachte ich (aus verschiedenen Kreisen Ostpreußens) in den Verhandlungen der „Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“.

enthält. Jede der vier Wohnungen hat ihren eigenen Flur, wodurch aber durchaus nicht ein Abgeschlossenheit erreicht ist; die Wände sind zu dünn, und der Dach-Boden ist zu nahe. Der Haushür gegenüber befindet sich der Eingang zur Küche mit einer meist unverschlossenen Lattenthür. Der Wand, welche zwei Flure trennt, gegenüber ist die Stubenthür. Außer den an den Wänden untergebrachten Sensen, Harken, Spaten, Körben, Eimern u. s. w. trifft man noch im Flur einen Schrank, eine Tonne oder sonst ein viel Platz beanspruchendes Stück; und zudem steht eine Leiter dort, welche durch die in der Decke befindliche große Oeffnung auf den Bodenraum des Hauses führt.

Auf dieser Leiter klettern selbst gebrechliche Greise oft nach oben, auf „die Lucht“, wie der Bodenraum allgemein genannt wird; manchmal fehlen einige Sprossen; aber die Fälle, da Jemand unfreiwillig unten ankommt oder überhaupt verunglückt, sind nicht so häufig oder werden vielleicht nicht der Erwähnung werth gehalten. Will man Kälte und Zugluft abwehren, so wird die Oeffnung in der Decke mit Strauch und Stroh verstopft. Im Sommer ist ein Nachmittagschläschen auf der Lucht nicht übel; die Hitze da oben läßt zwar Nichts zu wünschen übrig, aber man ist ziemlich spurlos geworden und bleibt vielleicht ungestört. In vielen Häusern ist der Bodenraum von einem bis zum andern Ende offen, d. h. nicht in besondere Abtheilungen gebracht, wie dies sonst durch Lattenzäune u. dgl. m. geschieht. In solchen gesicherten Abtheilungen wird Vieles untergebracht, z. B. Getreide, Mehl, Flachs, Spreu, Wäsche und allerlei Kram.

Vor dem Hause steht (gesetzlich verlangt) „die Feuerleiter“. Gewöhnlich ist das Haus mit Stroh gedeckt. Am untern Ende des Daches sind „die Bordschoben“ d. h. gedrehte Strohbindel; das unter diesen wiederum gedrehte Stroh nennt man „die Sperlinge“. Die aufwärts gehenden Sparen des Daches, „das Gesparr“ genannt, werden durch „das Reichelholz“ festgehalten. Jene Leiter ist an den Schornstein gelehnt und wird von der Dorfjugend als Turngeräth benugt.

Im Schornstein, „der Schoricht“ genannt, hängt Speck u. s. w. zum Räuchern, — wenn man so glücklich war, ein Schwein zu schlachten, was allemal eine Art Festlichkeit ist.

Schoricht heißt auch „der Kamin“, der neben dem Ofen in der Stube ist. Im Kamin, der eine kleine, viereckige Heerdstelle hat, wird gekocht. Das Feuer wird auf diesem Herd bereitet und umspielt die auf eigenen Füßen oder auf untergestellten Dreibeinen stehenden Gefäße.

„Der Ofen“ ist gewöhnlich von mächtigem Umfang und dient auch zum Brodbacken, wodurch in der wärmeren Jahreszeit eine fürchterliche Hitze in der Stube entsteht. Dagegen sind nun aber die Leute unempfindlich, wie denn überhaupt frische Luft in den Wohnräumen ein Fremdling ist. Eine Frau sagte mir jedoch: „Im Winter sind wir dem Ofen sehr gut; oder (aber) im Sommer sind wir ihm bloß gut, wenn wir in ihm backen“. — Früher waren jene Ofen sehr beliebt, die „holle“ d. h. hohle, vertiefte Kacheln hatten, welche etwa viereckigen Schüsseln zu vergleichen wären. Man nannte solche Ofen „poolsche“ (polnische). In den Kacheln wurden „Grischank“ d. i. Kuchen von Buchweizen gebacken. „Die Leut' teigten Grischank* mit Ofen ein un backten sich sehr schöne Kuchens in den Kacheln; un so lang' die backten, hing 'n Laken vor'm Ofen“.

In der Stube oder in der anstoßenden Kammer befindet sich „die Kartoffelkaul“, eine Grube (oder wenn man so sagen darf, ein kleiner Keller) zur Aufbewahrung von Kartoffeln. Zusammengeschlagene Bretter bilden eine Decke oder hingelegte Thür. Um bei starkem Frost ein Anfrören der Kartoffeln zu verhüten, wird auf die Bretter ein Federkissen gelegt.

Ehe wir die Einrichtung der Stube näher betrachten, sei einiger Wohnungen gedacht, welche in der Anlage abweichen, indes noch erwähnt, daß meistens an die Kammern kleine Ställe anstoßen, mithin die Giebelseiten des Hauses einnehmen.

Da ist z. B. das für zwei Familien berechnete Haus, in welchem man „unter'm Ofen“ wohnen kann oder noch „ein Stübchen“**) hat. Mit Letzterem ist aber nur der bescheidene Raum hinter dem Ofen gemeint; mitunter ist dieser Raum aller-

*) *Fagopyrum esculentum* Mch., Buchweizen.

**) In diesem Falle sagt das Volk „Stübchen“ und nicht „Stubchen“, während es sonst bekanntlich das Diminutiv = e mißachtet.

dings größer, und in vielen Fällen hat er ein besonderes (nach dem Hofe oder Felde zugehendes) Fenster. Im „Stübchen“ wird gekocht, oder man hat es vermietet, oder ein Paar Hausgenossen wohnen da. Früher ließ der Bauer sein Gesinde daselbst die Mahlzeiten einnehmen. In manchen Häusern führt eine zweite Thür von hier in den Flur; sonst genügt die eine Stubenthür. Auch die Zahl der Hausthüren ist verschieden. Will sich der „unter'm Ofen“ Wohnende absperrern, so zieht er vom Ofen bis zur Wand einen Vorhang.

Es giebt ferner Häuser, die äußerst klein und nur für eine einzelne Wohnung berechnet sind; dann befindet sich wohl ausnahmslos der Stall unter demselben Dache.

Manches Haus hat nur eine Thür und zwei Fenster; gewöhnlich Längsseite.

Andere Häuser haben am Giebel ein oder mehrere Fenster.

Es giebt schließlich Familienhäuser mit zwei Schornsteinen u. s. w. Und die kleinen Ställe am Giebel nehmen nicht die ganze Giebelseite, sondern nur die Mitte derselben ein, während rechts und links (an den Ecken) die Kammern sind.

In alter Zeit waren Häuser anzutreffen, bei denen sechs Räume, quer durch den Bau, zwei Wohnungen mit Stube, Stall und Scheune bildeten und Alles mit einander in Verbindung war. „Hören Sie, da war keine Thür nöthig; da konnt' Einer gleich durch's Ganze geh'n“. Die Stuben waren in der Mitte des Hauses, die Scheunen befanden sich am Giebel, dazwischen lagen die Ställe. (Die Thür wird vielleicht am Giebel gewesen sein).

Kehren wir zu unserer Kathe zurück und sehen uns „die Stube“ an! Auf Anklopfen und Hereinrufen folgt bei der Begrüßung die höfliche Bemerkung: „Sei'n Sie willkomm“ oder „Ich heiß' Ihn' willkomm“! — Fragt man, wie es geht, so erhält man die Antwort: „Dank' schön für güt'ge Nachfrag“. Zuweilen kommt noch ein Nachsatz, wie: „Wenn's auch nich geh'n will, — es muß ja doch schon geh'n“. — Die Stube ist meist niedrig und wenig erhellt; aber derjenige, der Zeitlebens die immer wiederkehrende Einrichtung sah, würde sich auch in einem ihm fremden Hause im Finstern darin zurechtfinden.

Was „die Betten“ anbelangt, so muß schon eine sehr große Armuth vorhanden sein, wenn jene nicht wenigstens den Schein wahren und mit Vorhängen, wenn auch nicht mit Federkissen versehen sind. „Der Betthimmel“ wird durch ein auf vier Ständern ruhendes Brett gebildet. Dieses Brett hat an zwei oder drei Seiten ein kleines Gefimse, unter welchem die Vorhänge angebracht werden können, was folgendermaßen geschieht: entlang der Vorderseite des Bettes und an den Schmalseiten desselben hängen in Lederriemen Stangen oder Stöcke, welche die Bindfaden- oder Garn-Desen aufnehmen, die in bestimmten Zwischenräumen am Vorhänge — überall Gardiene genannt — befestigt sind. Ueber den so angebrachten Vorhang kommt ein kurzer, oben gekrauter, unten mit (groben) Spizen besetzter Ueberwurf, der hier und da mit langen Stechnadeln an die am „Himmel“ angenagelten Zeugstückchen gefiecht wird. In dem (zumeist roth angestrichenen) Bettgestell befindet sich zu unterst Stroh, das man an bestimmten Tagen — z. B. am Sonnabend vor Pfingsten und zu Weihnachten — durch neues ersetzt. Die Zahl der oft unglaublich harten, an einen gefüllten Kornsack erinnernden Betten richtet sich natürlich nach den Vermögensverhältnissen der Leute. Im Tage wird „das Zudek“, d. i. Deckbett, so zusammengelegt, daß es ganz an die Vorderseite des Bettes gerückt ist; d. h. es muß sich dort (prahlend) aufthürmen, während hinten — nach der Wand zu — eine leere Stelle bleibt. Ueber diesen durch verschiedene Kopfkissen erhöhten Aufbau wird entweder ein Laken gebreitet, falls man nicht über eine richtige Bettdecke verfügt, und darüber hängt in der Mitte ein kleines, buntes Tuch; oder auf die Betten wird nur — dann gleichfalls in der Mitte, so daß die Lücke zwischen den zwei einzelnen Theilen des Vorhangs berücksichtigt ist — ein kleines, weißes Tuch „gespreitet“. Durch ein am „Himmel“ angebrachtes Loch ist eine Schnur gezogen, die oberhalb jenes Brettes einen Knoten hat; unten ist sie lang genug, um dem im Bette Liegenden als Handhabe beim Aufrichten zu dienen. Hinter dem Gefimse stehen Tassen, Gläser, Flaschen u. s. w.; im Uebrigen wird der „Himmel“ mit allerlei Gerümpel, altem Eisen, Mangelhölzern, Handwerkszeug u. s. w. belastet. (Sollte dieser „Himmel“ einmal über einem Schlafenden zusammenbrechen, so wäre es ziemlich

wahrscheinlich, daß derselbe träumte oder beim Erwachen glaubte: der jüngste Tag — von dem das Volk immerzu spricht — sei angebrochen).

„Die Wiege“ (meistens roth angestrichen) hat ihren Platz gewöhnlich nach dem Ofen zu. An den Langseiten dieses kastenartigen, auf „Gangeln“ stehenden, fast in jeder Häuslichkeit*) anzutreffenden Stückes befinden sich knopfartige Plöcke, die zum Befestigen eines Strickes d. h. zum Beschnüren des in den Betten fast bis zum Ersticken eingepackten Kindes dienen. Unter die Gangeln wird ein Knüppel gelegt, um das Umstürzen der Wiege zu verhindern. — Ueber Stahl und Gesangbuch, welche in der Wiege liegen müssen, s. I. Th. „Der Täufling“.

„Die Schränke“ (oder Spinde) haben, ihrer Bestimmung gemäß, verschiedene Gestalt und Bezeichnung. Es wird aber nicht „der Schrank“, sondern „das Schaff“ gesagt. Da giebt es ein Kleiderschaff, ein Essenschaff und ein Glaschaff. Im Erstgenannten befindet sich in gedrängter Fülle der Hauptbestandtheil von Kleidungsstücken einer ganzen Familie; das was nicht mehr hineingestopft werden kann, wird in die Kammer gehängt. Männermützen und Hüte hängen an den Balken der Zimmerdecke. Wenn nun auch für Speise-Vorräthe das Essenschaff vorhanden ist, so benützt man doch auch das — etwa mit Borstkraut (*Ledum palustre* L.) durchduftete — Kleiderschaff zu jenem Zwecke; es wird z. B. ein Teller mit Butter auf's „Fach“ (das über den „Knaggen“ d. i. Kleiderhaken angebrachte Brett) gestellt, in die Nähe von Sonntagsstaat und Andachtsbüchern. Auf die innere Seite der Thür des Kleiderschaffs werden Bilder geklebt, wie „Rinaldo Rinaldini und seine schöne Rosa“; und oben d. h. hinter dem Gesimse stehen Flaschen und Tassen, vornehmlich auf den Ecken; hat man keinen besonderen Tisch für allerlei Kram, so steht auch der „Neujahrsbaum“ dort. (S. I. Th. „In der Neujahrsnacht“.) — Das Essenschaff hat eine Thür in der unteren Hälfte, welche Letztere aus zwei Fächern besteht; hier werden u. A. die Milchnäpfe — „Scheesch“ und „Tost“ genannt — untergebracht. Daneben, allen Molkerei-Idealen entgegengesetzt, befinden sich Brod,

*) Auch Kinder, die schon mehrere Jahre alt sind, schlafen in der Wiege.

Butter, Häringe und noch sonst Mancherlei, was zu dem „bischen Lebensart“ (soll heißen: Lebensunterhalt) gehört. Wer Hunger hat, greift zu. Die offene obere Hälfte des Schrankes ist mit Vorrichtungen zur Aufnahme von Tellern und Löffeln ausgestattet. — Das Glasschaff, ein Zeichen von beginnendem Wohlstand, wird mit Tassen, Flaschen, Kinderspielzeug, Otereiern, Seife u. s. w. gefüllt. — Der Reichthum an Flaschen entspricht der Vorliebe für dgl.; ein Geschenk von leeren Medizingläsern wird daher freudig begrüßt.

Unentbehrlicher, als die Schränke, ist der Kasten, „die Lad“ genannt. „Die Lad“ bildet von jeher ein Hauptstück der gesammten Einrichtung und wird von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Sie ist zuweilen, natürlich im Geschmace des armen Landvolks, ganz hübsch bemalt; mitunter hat die Vielfarbigkeit etwas Komisches. So kenne ich eine „Lad“, deren oberste Fläche grün angestrichen ist, während die Vorderseite eine blaue Grundfarbe hat und die Schmalseiten roth sind; dazu kommt, daß die blaue Vorderseite zwei große schwarze Felder erhalten hat, auf welchen die üblichen Narzissen, Tulpen u. s. w. abgebildet sind. In solchem geräumigen Kasten — der eine enge, mit besonderem Deckel versehene Abtheilung, „die Beilad“, hat — werden Wäsche, vorrätliche Leinwand, Bücher, Briefe u. s. w. verwahrt. Inwendig sind häufig Bilder (Neu Kuppin)! aufgeklebt.

„Die Stühle“ sind auch bemalt; z. B. Beine und Sitzfläche roth, die Lehne blau mit Blumen (Sonnenblumen). Es giebt auch kleine, schemelartige Stühle, die gewöhnlich in Naturfarbe verbleiben, gleichwie auch „die Ofenbank“ unangestrichen bleibt, was insofern berechtigt ist, als man auf derselben täglich mehrmals „das Aufwaschen“ der Schüsseln, Näpfe u. s. w. besorgt. Die Ofenbank, ein Lieblingsplatz für Alt und Jung, ist gewöhnlich mit einer kleinen Schnitzerei verziert, die wie eine (gezackte) Vorte unter dem Sitzbrette angebracht ward. Ferner trifft man häufig „die Essensbank“ (oder Essensbänk), die hoch und schmal ist und als Stisch dient; ringsum werden Stühle hingestellt.

„Der Tisch“ ist meist roth angestrichen. Er hat eine Schublade, in welcher die sonderbarste Vereinigung von allen möglichen Gegenständen herrscht; Ekel ist dem Volke nur in bescheidenem

Maafze eigen, wohingegen der allgemeine Eindruck eines aufgeräumten Zimmers ein beziehungsweise behaglicher genannt werden kann. — Zuweilen ist noch ein zweiter (kleiner) Tisch anzutreffen.

„Die Fußbank“, etwa grün angestrichen, fehlt selten.

Somit sind in dem Zimmer wohl fast alle Farben vertreten. Aber es kommt auch vor, daß man sich zur Auffrischung des Glanzes einen Topf mit einer einzigen Farbe füllt und nun Alles überzieht. So sah ich unsern B. einmal inmitten seiner gesammten „Möbel“ stehen, die vor die Hausthür gestellt waren, damit Luft und Sonne das Trocknen besorgten, während er alle Stücke mit himmelblauer Oelfarbe bearbeitete. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß der eine Schrank noch ganz hübsche Blumen hätte, erhielt ich die Antwort, daß dieselben schon so ungeheuer alt wären; daher verschwanden sie nun in der Aetherfarbe.

Die Preise ändern sich neuerdings auch in Bezug auf Dorfverhältnisse; sie erinnern aber manchmal doch noch an irgend eine „gute, alte Zeit“. *) Eine Wittve heirathete vor einigen Jahren

*) Solche „gute, alte Zeit“ muß vor etwa 60 Jahren gewesen sein, wie nachstehendes Verzeichniß bezeugt (Kombitten den 9ten July 1837): „Nach dem abtärben der Justmans Frau Anworthe geb. Braun verehlichte Friedrich Niez sind folgende hinterbliebenen sachen, von dem Dorfältesten Christoff Koblmann Taxiert und aufgenommen worden. An Todtem Inventarien ein zudeck mit blanem bezug 20 Sgr. (Silbergroschen), ein unterbett 5 Sgr., ein Zuhl 2 Sgr. 4 Pf., ein unterbett 5 Sgr., ein zudeck 6 Sgr., zwey Kopfstissen a 2 Sgr., ein Fußloken 1 Sgr. 8 Pf., ein Bettdeck 2 Sgr. 6 Pf., ein Bettstall 3 Sgr. 4 Pf., ein Kasten 4 Pf., ein alter Bandel (hölz. Schachtel), 1 Sgr. 8 Pf., ein alter Tisch 1 Sgr., ein esschaff (Eßschrank) 5 Sgr., ein helzereu Stuhl 1 Sgr., ein Wasser Tomm 1 Sgr., ein paar Wasser Schuer 1 Sgr. 4 Pf., ein Wasser Ped mit eiseren haken 2 Sgr., ein Melchehmer 8 Pf., ein Waschtein 2 Sgr. 8 Pf., zwey Erdenen schiessel (Schüsseln) a 8 Pf., neia (9) Erdenen Teller a 2 Pf., dreyundzwanzig zinneren leffel a 4 Pf., zwey helzere Leffel a 2 Pf., ein alter Grapen 4 Sgr., eine Holz Ex (Axt) 8 Sgr., eine Fork 3 Sgr., eine Senz 8 Sgr., ein Haarzeig (f. weiter unten b. Gerättschaften) 4 Sgr., eine Kahr (Karre) 3 Sgr., ein Herellad mit Messer und Ring 5 Sgr., ein Werkgeställ (Webstuhl) garnicht brauchbar 5 Sgr., ein altes Schwarzes Kleid 5 Sgr., ein altes Karthines (tattum.) Kleid 3 Sgr., zwei Mützen a 2 Sgr., ein Tuch 2 Sgr., eine Schertz (Schürze) 3 Sgr., sieben Hemd a 5 Sgr. An Lebendes Inventarien eine Kuh 8 rr. (Thaler), eine zweite Kuh 6 rr., ein Schwein 1 rr., zwey Häfel a 4 Sgr., zwey Schaaf a 1 rr., ein Lamm 7 Sgr., drey alte Gens a 8 Sgr., sechsbehn Giesel (junge Gänse) a 3 Sgr., fünf Himmer a 1 Sgr. 8 Pf., Summa 26 rr., 8 Sgr., 4 Pf. Die begrebuß Kosten sind 5 rr., das Lohn für den Knecht in meinem Dienst 9 rr., die Magd desgleichen 5 rr., Summa 19 rr.“ — Hier folgen drei Kreuze „bedeit Friedrich Niez“ und drei Kreuze „Christoff Koblmann als Taxator.“ (Unterschieden — dieselbe Handschrift — Breitenfeld).

einen alten, gleichfalls verwittweten Mann; in Rücksicht auf die häusliche Einrichtung erzählte sie: „Als der zu mir auf die Freischaft kam, sagt' er: „Na, nu werd' ich doch mal seh'n, was Sie haben! Den Schrank da brauchen Sie nich mitzunehmen; ich hab' zu Haus' zwei Schränk'“. Da verkauft' ich meinen Schrank, der schon im dreißigsten Jahr war und mal vier Thaler gekost' hatt; nu kreeg ich noch drei Thaler dafür.“

„Das Fenster“ (selten sind zwei in einem Zimmer) besteht aus vielen kleinen Scheiben; die beiden Flügel können „angefettet“ werden, man öffnet sie aber erstaunlich selten. Von außen sind hölzerne Läden angebracht. Innen hat man nur zuweilen Vorhänge, jedoch immer Blumertöpfe. Die Pflanzen gedeihen ohne Pflege vortrefflich und blühen gar üppig. Am häufigsten treffen wir an: *Geranium roseum*, krause Muskat, *Petunia violacea*, Laurenbaum, *Saxifraga sarmentosa*, Heilbaum oder Heilblatt, *Tanacetum Parthenium* Schultz bip., Mauter, und mancherlei Rosen.

Beim Eintritt in's Zimmer steht man sogleich neben der „Wassertonne“ die gewöhnlich grün angestrichen ist, einen hölzernen Deckel hat und auf einem (liegenden) hölzernen Kreuze steht: damit sie nicht verschimmele. Es ereignet sich, daß, ohne anzuklopfen, ein benachbarter Arbeiter in die Wohnung tritt und ohne ein Wort sich der Wassertonne nähert, um mit dem dort hängenden Becher einen Schluck Wasser zu schöpfen. Außer beliebigen Bechern oder Töpfen hat man auch die hölzerne „Wasserschep“.

Ueber der Wassertonne oder seitwärts hängt „die Salzpaukel“, welche von Holz ist und mitunter eine Schublade hat.

Da die Wassertonne neben dem Kamin steht, so ist so ziemlich Alles „bei der Hand“. Auf dem Gesims des Kamins stehen Kessel, Kaffeemühle u. s. w., während in nächster Nähe — auch über der Eingangsthür — Töpfe und andere Küchengeräthe hängen. Zum Verschließen des Kamins, an dessen oberer Decke der Kesselhafen befestigt ist, dient „das Schorichtenbrett“. Wenn „der Grapen“ nicht auf dem Heerde steht, so ist sein Platz auf der Diele neben der Ofenbank; er ist von Eisen und hat drei Beine

und zwei Henkel. Zum Aufstellen der übrigen Kochtöpfe dient „der Dreibein“.

Unter dem Kamin befindet sich „der Platz für die Hühner“. Ein hölzernes Gitter sperrt ihn von der Stube ab. Die Thür des Gitters ist entweder ein schmales Brettchen, oder sie hat einige Sprossen; sie hängt in Leder-Angeln und wird mit einem beweglichen kleinen Klotz geschlossen. In einigen Wirthschaften findet man vor dem Gitter einen kleinen Wassertrog für die Hühner.

Wohl in jeder Wohnung ist „der Zeiger“, d. i. die Uhr, anzutreffen.

Die Balken der Decke werden auf mannigfache Art ausgenutzt. Außer Mützen und Hüten hängen dort Handwerksgeräthe u. s. w.; ebenso werden letztgenannte und andere Sachen zwischen die Jugen geklemmt, oder sie ruhen auf eingerammelten kleinen Pflöcken. Da sehen wir u. A. „das Schneetmesser“, das zum Glätten von Holz gebraucht wird; ferner sind da „der Schäferstock“ und „der Krückstock“ untergebracht. Der Schäferstock ist z. B. ein großer Stab mit kleinem, halbkugligem Kopfe, mit rother und schwarzer Farbe verziert. „Auf das Pflzchen kann der faule Schäfer die Brust oder den Kopf stützen!“ sagte eine Frau. Die Herstellung des Krückstockes (auch Wanderstock genannt) geschieht auf folgende Weise: man nimmt einen grünen d. h. frischen, saftigen Ast, der ganz gerade sein muß, und „preegelt“ ihn am Feuer; dann biegt man ihn — ein langes und ein kurzes Ende — über ein etwa 7 cm dickes Aststück, welches etwa vor dem Hause an die Wand angenagelt ist (neben welchem Stück sich noch zu anderen Zwecken Haken, Nägel u. s. w. befinden); danach bindet man die Enden, soweit sie sich einander nähern lassen, fest zusammen, wodurch der Stock die gewünschte Krümmung erhält; so lange man die Holzfasern noch nachgiebig findet, so lange bleibt der Stock dort hängen.

Auch Kämme, Pfeifenreiniger u. dgl. m. werden zwischen die Balken gesteckt, indeß gewöhnlich an der Eingangsthür ein Bündel Pferdehaare, zum Reinigen der Kämme bestimmt, verpflocht ist. An einem Balken hängt „der Lampenhaken“, bestehend aus einem dicken Eisendraht, der mit einem gekrümmten Ende oben

eingeklemmt oder an einem Nagel aufgehängt wird; an dem andern ebenfalls gekrümmten Ende wird die Lampe angehaft. Schließlich trifft man hier und da am Stubenbalken eine besondere Tafel angenagelt; es ist „der hölzerne Kalender“, an welchem die Tage einer Woche mit Kreide vermerkt werden. „Das is alle Sontag' meine erste Arbeit!“ sagte ein alter Mann; „ich hab's so von meinem sel'gen Vater gelernt.“*)

Von großer Wichtigkeit sind eingerahmte „Bilder“ und „Pathenbriefe“ u. dgl. m.; hierin wird geradezu Geld verschwendet. Mancher verzichtet auf ein nothwendiges Kleidungsstück oder bessere Nahrung, um sich recht viele Bilder anschaffen zu können. Wenig schmeichelhafte Fürsten-Bildnisse wechseln mit Darstellungen katholischer Heiligen ab, die man bei evangelischen Leuten doch nicht erwarten sollte. Daneben hängen eingerahmte Glückwünsche, Pfefferkuchen-Bilder, Einsegnungsscheine, Haus-Segen, auffallend gedruckte Geschäftsanzeigen u. s. w. Die Pathenbriefe werden zumeist auf dunkelblaues Papier geklebt und mit besonders „feinem“ Rahmen versehen; Glas und Rahmen für einen solchen keineswegs großen Zettel kosten 50 Pf. bis 2 Mk.

Von den „Haus-Segen“ sei einer erwähnt, der gewiß von bewährtem Zauber ist; die Zeit hat ihn schon tüchtig angeräuchert.

*) Es war auch gerade Sonntag, als der Alte mir das sagte. Er saß in Nachdenken versunken da, als ich in die Stube trat; auf seine Aufforderung setzte ich mich zu ihm. Ich hörte seinen „Weisheitsprüchen“ zu, die er in gewohnter Weise zum Besten gab, während seine Frau eifrig nähte. Kaum hatte der Alte seinen seligen Vater erwähnt, so fiel ihm die Frau in's Wort: „Du sagst selig? Wie kannst Du das wissen? Man soll keinen Menschen nich selig preisen. Ich hab' viele Todte; oder (aber) ich preiß keinen selig. Wir thun sammt und sonders nich, was wir sollen; da werden wir auch nich selig.“ — „Na“, meinte der Alte, „man sagt doch so“. — „Du“, knurrte die Gattin, „oder (aber) in der Schrift steht: der Weizen kommt in die Scheun', un die Spreu in's Feuer. Un ich rech'n mich man zur Spreu. Dent' is Sontag un ich näh'; un ich weiß doch, daß es heißt: sechs Tage sollst du arbeiten un am siebenten sollst du ruh'n!“ Hieran knüpfte sich eine Betrachtung über die Verderbtheit der Welt; und der Alte sagte: „Na, es is man gut, daß noch so'n Krümel (ein wenig) Glauben herrscht, wenn es ja auch wol zumeist Einbildung und Angst is. Oder (aber) wenn das bischen Respekt nich wär', dann wär's noch ärger in der Welt. Un die Welt verändert sich gewaltig. Jetzt hat Keiner Ruh'; er muß immer von einem Platz zum andern.“ — „Ja, un es heißt doch“, bemerkte die Frau, „wenn du Nahrung un Kleider hast, so bleib' im Land“. Oder (aber) Homanns, die Nahrung un Kleider un Linnenzeng batten, gingen nach Amerika“. — „Na ja, das sag' ich ja! Die Welt verändert sich. Weiß der liebe, allmächt'ge Gott, früher war nich solche Wilderei.“

Er trägt die Bezeichnung „Christlicher Haus=Segen nebst der Zwölf=Stunden=Gedächtniß“. Zwölf Herzen in blauer, gelber, grüner, brauner und ehemals weißer Farbe, mit gelben Flammen, sind um ein großes, auch einst zart gewesenes Herz geordnet, welch' letzteres noch einen blau-gelb-schwarz gemusterten Rand hat. Etliche Schnörkel, Gereimtes und Ungereimtes vervollständigen diesen Segen, der unter Glas und Rahmen an der Wand hängt.

Aehnlich sind die „Haus-, Schütz- und Himmelsbriefe“; aber sie werden meistens wie ein Geheimniß verwahrt. Nach langer Bemühung gelang es mir endlich, einen erprobten Haus- und Schützbrief in der Hand zu halten; er ward mir sogar für einen Tag geliehen. Das Original war im Jahre 1870 einem unserer zum Feldzuge einberufenen Gutsleute während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Berlin bekannt geworden; der Mann verschaffte sich eine Abschrift und trug von da an das Papier stets bei sich. Seine Frau gab mir die Versicherung: „In den dollsten Schlachten hat ihn der Brief beschützt; die Kugeln konnten ihm noch so um den Kopf fliegen, — er war sicher.“ Dieser Brief lautete: „Im Namen Gottes des Vaters + des Sohnes + und des heiligen Geistes +. So wie Christus am Delberge stille stand so sollen auch alle Geschütze stille stehen wer diesen Brief bei sich trägt dem wird nichts schaden. Gott wird denselben bekräftigen das er sich nicht fürchten wird vor Diebe und Mörder alle Gewehre müssen stille stehen alle sichtbare und unsichtbare so man auf mich hält der erhielt den Befehl des heiligen Geistes es müssen stille alle sichtbaren und unsichtbaren Geistern durch den Befehl des Engels Michaels im Namen des Vaters + Sohnes + und des heiligen Geistes + Gott mit mir. Wer diesen Segen gegen den Feind bei sich hat der wird in Gefahr beschützt bleiben wer dieses nicht glauben will der schreibe es ab und binde es einem Hund um den Hals und ziele danach, der wird ihn nicht treffen, wer dieses bei sich trägt, der wird nicht gefangen durch Feindes Hand verläßt werden. Amen. So war als dieses ist das Jesus von Maria geboren seinem Leiden und Tod ging und am dritten Tage wieder auferstanden und gen Himmel gefahren ist so kann auch der nicht verläßt und verlassen werden Fleisch und Gebeine und Gereine Alles soll ihm



unbeschädigt bleiben ich beschwöre alle Gewähre Alle gewahre und Waffen der Erden bei dem lebendigen Gott des Vaters + des Sohnes + und des heiligen Geistes. Ich bitte im Namen unsers Herrn Jesu Christ, das mich keine Kugel treffe noch sie sei von Gold Silber oder Blei, Gott im Himmel macht mich von diesen sicher und frei, Im Namen des Vaters + des Sohnes + und des heiligen Geistes ist dieser Brief vom Himmel gesandt worden und im Jahre 1724 in Holstein gefunden, und schwebte über die Taufstätte Düna, wie man ihn ergreifen wollte, ging er zurück bis sich im Jahre 1791 mit den gedanken näherte, ihn abzuschreiben und in der Welt zu verbreiten. Ferner stand darin, wer am Sonntag Arbeitet der ist von uns verdammt, du sollst am Sonntag nicht Arbeiten sondern zur Kirche gehen und von deiner Habe sollst den Armen mittheilen denn ihr sollt nicht sein wie die Unvernünftigen Thiere Ich gebitte euch 6 Tage zu arbeiten und den siebenten sollt ihr ruhen, und Gottes wort hören und in euren Herzen bewahren, wer dieses unterläßt den werde ich Strafen, Sonnabend sollt ihr nicht zu spät Arbeiten ihr sollt euren Sünden beichten, das sie euch vergeben werden, Ihr sollt bei meinem Namen nicht unnütz schwören, ihr sollt nicht begehren noch Gold oder Silber, scheuet euch vor Menschlichst begierden, so geschwinde, wie ich euch erschaffen habe, so geschwinde kann ich euch auch verderben, seid mit eurer Zunge nicht falsch, Ehret Vater und Mutter und redet nicht falsch Zeugniß wieder euren Nächsten dann gebe ich euch gesundheit und Friede wer dieses aber nicht glauben will der ist von mir verlassen der wird weder Glück noch Segen haben, ich sage das Jesus den Brief selbst geschrieben habe wer dieses nicht Offenbart, der ist von mir verflucht der Geistlichen Kirche, dieser Brief soll einer dem Andern dareichen und sollten einer so viel gesündigt haben wie sand am Mehr Laub auf den Bäumen so werden sie ihm vergeben werden wer aber nicht glauben will der soll des Todes sterben und ich werde ihn am Jüngsten Gericht strafen, haltet meine Gebote, die ich euch durch meinen Engel gesand habe in Jesu Christ Namen. Amen.“ — Es giebt aber auch weniger geheim bewahrte Briefe, die u. A. bei Kobrahn und Co. in Magdeburg vom Himmel gefallen oder wenigstens gedruckt sind und für einige Pfennige im Lande

verkauft werden. Sie sehen einigermaßen gräßlich aus. Solch' einen Himmelsbrief sah ich unter Glas und Rahmen hängen, und von ihm hieß es: daß er „mit guldernen Buchstaben geschrieben; und ist zu sehen in der Michaelis-Kirche zu St. Germain, wird genannt Gredoria, allwo der Brief über der Taufe schwebt. Wer ihn angreifen will, von dem weicht er, wer ihn aber abschreiben will, zu dem neiget er sich und thut sich selbst auf.“ Unter den vielen Geboten, die diese Urkunde des unsterblichen Michels enthielt, befand sich auch die Mahnung: ihr sollt eure Haare nicht kräufeln!

Eine sehr beliebte Bildersorte ist jene, an der sich der Photograph ein wenig betheiliget hat, indem er den Kopf eines Soldaten (d. h. eines von ihm photographirten Rekruten u. s. w.) in eine vorgedruckte, in bunten Farben strahlende Darstellung des Soldatenlebens gesteckt hat, gleichviel ob die Körperlänge u. dgl. m. stimmt. — Die Photographieen der Angehörigen mehren sich von Jahr zu Jahr; darunter befinden sich in auffälliger Anzahl solche aus Amerika, vorher auch andere Bilder stammen.

Was „Bücher, Schreibzeug u. s. w.“ anbelangt, so ist davon in einem Hause, das keine schulpflichtigen Kinder beherbergt, wenig zu bemerken. Bibel, Gesangbuch und einige Briefe sind Alles, was an Lesen und Schreiben erinnert; in einigen Familien trifft man wohl noch geschriebene Lieder, Planeten, Jahrmarttsgefänge und gedruckte Kalender. Die Briefe werden in einer merkwürdig übereinstimmenden Art geschrieben; einen Brief beantworten, heißt „abschreiben“. — Ein alter Mann meinte, es sei heute Alles gelehrter, während zu seiner Zeit kaum der Schullehrer schreiben konnte. „Wenn der man das Vaterunser beten konnt' un ein Lied singen konnt' un die große A B C wußt', dann war gut. Wir Kinder hatten Bretter; wenn's hoch kam, schwarz gestrichen. Darauf schrieb der Lehrer mit Kreid' die A un die B; oder (aber) manchmal verstand er das nich mal. Dabei macht' er noch and're Arbeit; entweder war er Schneider oder Schuhmacher. Oder (aber) heut' is beinah' in jedwedem Haus' 'ne Schreiberei. Un das is auch gut. Wenn Einer einen Brief abschreiben will, so brauch't er doch nich zu einem Andern zu geh'n un ihm Alles zu offenbaren.“ Man sagt auch: „Früher lernten die Kinder aus der Ragenriebel.“

— Ein Mädchen behauptete: „Ich schreib' gar keine Briefe, oder (aber) ich kann doch ganz gut schreiben, wenn auch man 'ne Schule-Hand. So wie Herrschaft schreiben, sieht viel besser aus, oder (aber) ich kann's nich lesen. Als der Bruder unter'm Militär war, gewöhnt er sich die Schule-Hand ab un lern't sich 'ne and're, die oder (aber) immer schwerer zu lesen wurd'. Ich schrieb ihm auch: „Bleibst du noch lang' da, dann kann ich Nichts mehr lesen von dem, was Du geschrieben hast; ich muß jetzt schon immer rathen.“ Das macht', weil er nu die Worte blos noch anstieß; un so was kann Unserains nich lesen.“ — Ohne eine nähere Erklärung für ihre Behauptung zu geben, meinte eine Frau von ihrem zehnjährigen Sohne: „Der August schreibt Ihnen so, das können Sie bis Amsterdam schicken.“*)

Ein „Spiegel“ fehlt selten; er hängt entweder neben dem Fenster oder an der gegenüberliegenden Wand; aber oft begnügt man sich mit einem winzigen Handspiegel, der seinen Platz zwischen

*) Der nach Berlin gewanderte Karl schreibt an seine Mutter: „Liebe Mutter Es ist schon eine geranne Zeit wo ich Euch geschrieben, und bis heute mit täglicher Sehnsucht; antwort erwar'te. Bitte recht Herzlich, wenn ich Euch beleidigt habe, mir zu verzeihen. Was mich anbetrifft bin ich Gesund habe schöne Arbeit, aber wie gehts denn bei Euch zu? Ich gedente jeden Abend und Morgen, wie ihr Euch von früh bis spät bei solch großer Hitze (Juli) Quelen müßt Kein Hier lebt man zehn Jahre länger, als junger Mensch überhaupt. Ich wünschte, ihr wärt auch hier.“ — Ein Brief aus Alt-Essen zeigt in komischer Weise, wie der fremde Dialect eine erst wenige Jahre daseibst wohnende Ostpreußin beeinflusst hat „Wenn ihr Dänkt Höhrzukom von dem sollt ihr Hier Klagen (die zurückgebliebenen Eltern hatten eine große Zankerei mit Nachbarn) und das hier Höhr schicken und das ibrige alles Verkaufen Kuh und Schwein und die ziche (Bezug) Tom bett Abziehen und Gutt Ferwahren, und Mutterchen Spinnen tut doch man nich denn das hatt Hiehr Kein wehrt Legt Euch Lieber um 6 Uhr Hin (zum Schlafen) Wen ihr hir Höhrkommt denn könnt ihr die Mannes Hön'de aller ziemlich Verkaufen und Geld haben denn hier Tragen sie immer Blanstreife (blaugestreifte) hiehr sint sie nichts Wöhr't Liebe Eltern der Schwager Sch. Sagt ihr Habt Hier Ganz gutt. Lieber Vatter der doch Allenger (schon länger) hiehr Wie Wiehr der Weiß doch all bässer Wie Es hier ist alls Wiehr Liebe Eltern das ihr so gutt seit das kann ich Euch noch nicht Fergölten Aber wenn Wiehr noch Lang lebhen und uns der Liebe Gott noch Alle so gekunt Löbst läßt) denn kennen Wiehr Sich das Wohl noch Abgäben Liebster Vatter denkt Vloß An den Allmächtigen Gott der wirtt Schohn Hölker sein denkt man An den Brief son Wiehr denn Wiehr Hießt er immer wunder Bahrlisch Aller Anfang ist Schwöhr. Liebes Mutterchen der liebe Bruder August hatt Wiehr Ein Kleines Billt geschickt. Er hatt Sich lassen Abnöhmen Aber Er ist so Als Wen Er Hier Stedt (steht). Liebes Mutterchen ich Binm Alle Nacht mit Euch zu sammen das Erreitt Mich den Ganzen Tag Wenn ich schlafen Ge

den Blumentöpfen oder in irgend einem Winkel hat. Ein „Handtuch“ hängt gewöhnlich in der Nähe der Eingangsthür und wird lange (sehr lange) von der gesammten Familie benutzt. Die Leute waschen sich auf folgende unappetitliche Weise das Gesicht: sie nehmen einen großen Schluck Wasser in den Mund und speien ihn nach einer Weile in die Hände, um danach das Wasser in's Gesicht zu bringen. Seife wird nur in bescheidenem Maaße verbraucht; man legt sie lieber als Schaustück aus. Zum Waschen des Kopfes gebraucht man Wschlange (von Holzäsche.) „Danach schütterern (schütteln) sich die Haare nur so.“

Nahe Tücher, wie überhaupt Sachen, die trocknen sollen, hängt man über „die Rahmenstange“, welche über dem Ofen angebracht ist und eigentlich zur Aufnahme von Brennholz dient. Dieses unentbehrliche Gestell besteht aus zwei Stangen, welche durch die Löcher zweier, an den Balken befestigten Bretter gesteckt sind; mitunter ist die Vorrichtung auch auf andere Weise hergestellt.

den Bitte ich den Lieben Gott Er soll mir doch ein Traum zuschicken Von Hause Jetzt schliesse ich und Griefe Dich Alle Von uns ich Maria Kisse Dich Alle Füße und Hände. A. d. Bis A. W. bitte um Baldige Antwort.“ — Ein nach Buffalo ausgewandertes Mädchen schreibt an die Eltern ihres Verlobten: „Herzvelgeliebte Schwiegereltern. Mit freudigem Herzen ergreife ich die Feder an euch zu schreiben um euch zu benachrichtigen wie es uns in Amerika geht wir sind Gott sei dank recht Gesund und möchte wünschen das ihr auch noch Gesund seid wir sind glücklich nach Amerika gekommen auf der Reise ist es ganz gut gegangen eurem lieben Sohn habe ich die ganze Reise beschrieben laß er euch den Brief nur beschreiben denn werd ihr höhren wie es uns da gegangen ist Liebe Schwieger Eltern uns gefällt es in Amerika ganz gut wen wir lieber vor drei 4 Jahren waren nach Amerika gezogen den wahren wir schon reiche Leute Liebe Eltern die Speisen was ihr da Eßt die sehen wir dort garnicht an auch solche Roggen Brot Es ist grade so weiß wie Schnee das nennen wir bei uns Schwarzbrot das Eßt man dort schon nicht nur Weizenbrot wenn nicht jede Malzeit Fleisch und Wurst denn wissen wir nicht das es Essen ist jede Malzeit sind 4 bis 5 gerichter auf dem Tisch denn weiß man garnicht was man Essen soll der Wilhelm Arbeit in der Farbfabrik wo Gottfried Arbeit ich die (diene) in einem Salohn (Salon) ich Esse mit der Herrschaft an einen Tisch und solche Speisen wie ich euch garnicht nenen faun ich denke garnicht mehr an Deutschland zurück denn da (in Amerika) ist alles du und du da wird man auch geacht aber in Deutschland doch nicht ich bekomme die Woche nach eurem Geld 2 Dahler nach Amerikanischen 12 Schillinge in Amerika ist ganz anders Geld aber da (in dem erwähnten Dienst) giebt es mir zu wenig Lohn da wil ich nicht bleiben eine Frau die will mich haben die will mir 19 Schillinge geben ob ich dahin zihen werde das weiß ich noch nicht 1 Schilling hat 13 Zent 1 Zent hat 4 Pfening nach eurem Geld. Liebe Eltern so viel Bier wie ich in Amerika getrunken hab so viel hab ich in meinem ganzen Leben noch nicht getrunken wenn eur Sohn wird nach Amerika

Zum Anzünden des Feuers bedient man sich längst ausnahmslos der Streichhölzchen. In einigen Häusern trifft man wol noch den Zunderkasten; derselbe erfährt aber keine andere Benützung, als jeder sonst leere kleine Kasten. Zu erwähnen wäre noch „die Feuerzange“, die nicht gerade zierlich ist.

Während das Kapitel „In der Küche“ die Beköstigung berücksichtigt, nenne ich nur noch einige darauf bezügliche Geräthschaften, mit dem lebhaften Bedauern, daß ich auch in dieser Richtung nicht etwas Abgeschossenes, Erschöpfendes bieten kann.

„Das Butterfaß“ hat die gewöhnliche, tönnchenförmige Gestalt; die hineingegossene Sahne — überall „Schmand“ genannt — wird mit dem „Staff“ bearbeitet. Das Butterfaß darf niemals unter einem Balken stehen, während man buttert; die gesammte Milchwirtschaft würde darunter leiden. Zum Brodbacken gehören „Mull“ und „Brodtrug“, zum Stopfen von Würsten die aus Kuhhorn hergestellten „Wurststopfer“. Beim Abheben des Kochgeräths (mit Henkeln) vom Dreibein u. s. w. benützt man den

kommen den wird er mich garnicht mehr kennen liebe Eltern da ist der Stat (Staat, Ausputz) zu Hause dies Jahr das lohn wird garnicht langen zu dem Stat wie da die Mode ist Aehnlich wie in Deutschland alles solche wie in Deutschland die größte Herrschaft Tragen ich habe mir ein Hut gekauft der kost nach eurem Geld drei Dahler dem in Amerika geht alles im Hut. Liebe Eltern schreibt mir doch wie es in N. zugeht und ob euer Sohn zu Urlaub war wir haben die Weihnachten ganz gut verlebt und ich möchte nie einen Gedanken nach Deutschland wenden wenn mein liebtes und teneres nicht da wär. Liebe Eltern ich hätte schon konnt Heirathen aber das fällt mir noch garnicht ein so lange wie August mir eine Silbe schreibt so lange Heirat ich nicht di^e par Jahr werden schon vergehen. Ich habe schon solche Angst in Amerikaner Zeitung steht das in Deutschland Krieg sein soll (keineswegs!) schreibt mir doch ob es war ist Liebe Eltern die Maria dient auf der Farm die wird vielleicht schon bald heirathen der Vater und die Mutter die möchten sich ewig so wünschen die Tuhn hier garnichts sie Essen dreimal Fleisch die andern Speisen kann ich euch nicht alle beschreiben sonst konnte ich den ganzen Brief beschreiben Für alte Leute ist da (in Amerika) schon keine Arbeit nur für Junge die alten Leute wo da große Kinder haben die dürfen da schon garnichts thun Hier in Amerika bewohnt ein jeder 2 bis 3 Zimmer und alle augebabbegührt (ausstapazirt) wenn man da hinein komt so ist gerade wie bei Herrschaft Liebe Eltern grüßt doch Sch.'s Mine und S.'s Maria und Julius Grüßt doch euren lieben Sohn August und Ferdinand und der Karoline in W. und Maria und alle bekanneten die nach uns fragen Jetzt muß ich schließen um euch alle vieltausendmal zu grüßen Herzlichen Gruß von Vater Mutter Wilhelm Gotfrid Maria und von eur tren euch liebenden Auguste Ich verbleibe eure tren euch liebende Schwiegertochter bis in den Tod Ade liebe Eltern wenn ihr mir nicht schreiben wolft den schreibt es doch eurem Sohn hin wie es da ist der wird mir alles schreibe Ade liebes Vaterland."

„Grapenhaken“ oder das „Grapeneiser“, zwei in Bügelform in einander gehängte Haken. „Das Löffelbrett“ ist meist überflüssig, indem der Eschrank schon dafür eingerichtet ist. In einigen Häuslichkeiten findet man ein eigenthümliches Löffelbrett; dasselbe besteht aus einem dicken Holz (durchschnittlich ungefähr 40 cm lang und 15 cm breit), dessen zu beiden Seiten abgerundete Oberfläche zu Absätzen ausgearbeitet ist, in welchen sich Vertiefungen für die aufzunehmenden Löffelstiele befinden. Sehr beliebt ist der „Paartopf“, der aus zwei gleichen Töpfen gebildet ist, welche durch einen in der Mitte angebrachten Henkel verbunden sind; zu beiden Seiten sind (nach unten) Ansatzstücke hinzugefügt, der besseren Haltbarkeit wegen. Ein durchlochter, hölzerner Deckel wird so aufgelegt, daß der Henkel zum Tragen dienen kann. Im Paartopfe bringt man den im Felde Arbeitenden das Essen. Kannen, Töpfe u. s. w. weichen in der Form von allgemein verbreiteten nicht ab; einen Krug mit Deckel nennt man „Krus“. Hier und da trifft man sehr alte, irdene „Schüsseln“. So kenne ich ein Exemplar, das seit wenigstens fünf Generationen in Gebrauch gewesen ist; es stellt eine „Fischschüssel“ vor und wurde immer zu Festlichkeiten im Dorfe hergeliehen; aus Wohnblumen oder dergl., zopfartigen Gewinden und sonstigen Schnörkeln erhebt sich eine Frauengestalt. „Mei Gottche“, hieß es, „die Schüssel is noch von der alten Scheer!“ womit weder eine Scheere noch ein Familienname gemeint ist; unsere Leute bezeichnen damit die frühere Sitte. (Von den Milchnäpfen „Scheesch“ und „Teff“ war schon wiederholt die Rede.)

Im Winter trifft man überall „das Spinnrad“ (häufiger „der Wöcken“ genannt) in der Stube an; und während eines Theils des Jahres steht „der Webstuhl“ („das Wirkgestell“) auch noch da, den ohnehin knappen Platz noch mehr einschränkend. Näheres über Spinnrad und Webstuhl im Kapitel „Spinnen, Weben, Nähen u. s. w.“! „Sperreisen“ und „Schüzchen“* ind zuweilen hübsch geschnitzt.*)

*) Ein gefällig geschnitztes Sperreisen und ein Schüzchen von 1767, auch sehr hübsch geschnitzt (u. a. Tulpen), konnte ich dem „Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ in Berlin überweisen.

Von Zeit zu Zeit steht auch noch das mächtige „Waschfaß“ („die Tein“) in der Stube, die alsdann überreich an dumpfer Luft ist. — Das unentbehrliche „Mangelholz“ besteht aus einem runden Stück Holz und einem dicken, glatt behobelten, länglichen Brett, das einen Handgriff (nicht in der Mitte, sondern zwischen $\frac{1}{3}$ und den andern $\frac{2}{3}$ der Länge des Brettes) hat. Man wickelt die Wäsche um das runde Stück, das auf einem Tische oder Kasten oder auf einer Bank liegt, und rollt und drückt das Ganze mit dem Brette; mit dem Letzteren wird auch ab und zu tüchtig aufgeschlagen.

Hunde, Katzen, Hühner, Tauben, Kanarienvögel u. s. w. beanspruchen auch ein Plätzchen; und an rebededürftigen Nachbarn fehlt es keiner Zeit, wenn sich auch Jemand rühmt: kein „Platzkittel“ zu sein, d. h. Einer, der gern zu Andern geht. Trotz Allem, was Unserem unüberwindlich wäre, kann man eine Art Behagen dort empfinden, besonders wenn zu Pfingsten oder zu Johanni grüne Zweige an der Decke hängen, und allemal, wenn uns in schlichter Weise, von unbewußtem Humor durchsetzt, des Volkes Seelenleben in Gespräch und Erzählung übermittelt wird.

Zum „Zimmer schmuck“ gehören u. A. auch die (am Johanni-Abend) für Anverwandte u. s. w. unter die Balkendecke gesteckten Stauden von *Sedum maximum* Sut. Lebenskraut (S. I. Th. S. 77); und ferner die aus Eierchalen und buntem Papier hergestellten Vögeln, die an Fäden aufgehängt werden. Das „Ausweißen“ d. i. Kalken der Stube wird am Oster-Sonnabend und dann auch wol noch zu Martini (Ziehzeit) vorgenommen. In einem Hause sah ich an der schwarzgeräucherten Decke runde, weiße Klee; der Kalk hatte nicht mehr ausgereicht, und so vertheilte man da oben den Rest, indem man in geraden Reihen Sterne oder Kuchen malte.

„Die Kammer“, zu der eine dem Stuben-Eingang gegenüberliegende Thür führt, hat nur ein schmales Fenster. Im Boden befindet sich die Klappe zur „Kartoffelkaul“ (s. oben), wenn dieselbe nicht in der Stube ist. Im Uebrigen wird hier Alles aufgebaut, was anderwärts im Wege ist: Waschfaß, Mehlsäcke u. s. w. Sehr oft steht auch ein Bett in der Kammer, etwa für den Scharwerker.

Im Flur hängen, wie gesagt, die meisten Feld- und Wirthschaftsgeräthe. „Kartoffelskörbe“ werden aus Kiefer-Wurzeln gearbeitet und haben wol immer eine runde Form. — Was „die Sense“ anbelangt, so sagte man mir: „Eine westfälische — un das is die beste Sort' — muß ganz von Stahl sein; die kost' beinah' 5 Mk.“ Um die Schneide — „Grat“ — glatt und scharf (grätig) zu haben, wird dieselbe geklopft und dann gestrichen. Zum Klopfen gehören „der Hammbolz“ (oder „das Haarzeug“) und „der Hammer.“ Der Hammbolz hat oben eine Stahlplatte, auf welcher die Schneide ruhen muß, um mit dem Hammer, dessen schmale Seite von Stahl sein soll, geklopft zu werden. Diese Stelle des Hammers — „die Feim“ genannt — muß immer angefeuchtet werden. Der Hammbolz steckt während des Klopfens z. Th. im Erdboden. Nach dem Klopfen (Glätten) wird die Sense mit einem getheerten Brettchen — „der Streich“ — schärfer gemacht. „Das geschieht auch allemal, wenn wir mit der Sen' durch'n Walthaufen (Maulwurfshügel) gefahren sind.“ — „Der Schmeelbesen“, den man zum Reinigen des ausgedroschenen Getreides benutzt, wird (nicht aus Schmeel, sondern) aus *Molinia coerulea* Mnch. hergestellt.

Als „Schlüsselzeichen“ benutzt man u. A. ein Schafshorn, ein auffällig geformtes Stück Holz u. s. w.

„Die Stubenthür“ wird nöthigen Falls durch ein Vorleschloß versichert; im Uebrigen genügt eine Klinke. Damit die Stubenthür offen bleibt, so weit wie man es haben will, oder damit sie nach Wunsch schließt, wird zuweilen eine „Triz“ (rundes, radförmiges, mit Willen versehenes Stück, wie am Spinnrad) angebracht. In den Willen laufen Schnüre; an einem Schnurende hängt ein Stück Eisen als Gewicht. „Der Strohkranz“, den man um die Thür befestigt, soll den Zugwind abhalten.

Zugespizte „Brickel“ oder „Stöckel“ von Holz, etwas oval, ungefähr 20 cm lang und oben 2½ cm breit, werden zum „Stöckeln“ beim Flechten der Bienenkörbe benutzt. Brickel aus Knochen dienen zum Durchlochen von Leder und anderen Stoffen. Von weiteren kleinen Geräthschaften aus Knochen und Horn wären zu erwähnen: „Spizknochen“ zu Schuhmacher- und zu Seiler-

Arbeiten nothwendig (bei Legteren auch „Spiz-“ oder „Spließnagel“, „Spließknochen“ oder „Spließdorn“ genannt), „Nachhänger“ von Horn, ebenfalls bei Seiler-Arbeiten nothwendig, und „Schnupftabaksdosen“ aus Kuh- oder Ziegenhorn, an dem einen Ende mit einem hölzernen Deckel, an dem andern mit einem hölzernen Stöpsel verschlossen; das Horn wird tüchtig gekocht und so lange „beschwert“, bis es flach geworden ist. Andere Schnupftabaksdosen werden aus Birkenrinde oder festem Holze gearbeitet.

„Das Winkelleisen“ wird ungern entbehrt. „Es kann auch von Holz sein; es is zum Abzeichnen. Meins hat noch mein Vater gemacht; der war auch so'n künstlicher Mann.“

Was „die Hobel“ anbelangt, so wurde mir gesagt: Stellmacher hätten „Schlicht-“, „Speech-“, „Schrubb-“ und „Streichhubel.“ Ich kenne eine „Speechhubel“ als Taube in Holz geschnitzt.

Den großen, schweren „Holzhammer“ braucht man, um damit beim Stubben-Zerkleinern auf den Keil zu schlagen. Zum Zerkleinern des Brennholzes dient der starke „Haukloß“, welcher meist vor dem Hause liegt.

Hier vor dem Hause und in der Stube wird weißer Sand gestreut.

„Der Garten“ ist entweder nur ein Kartoffelfeld, von dem einige Beete für große Bohnen und anderes Gemüse bestimmt werden, oder er hat noch ein Anhängel am Hause, d. h. ein mit geflochtenem Strauch-Zaun umgebenes Viereck. Auf diesem bescheidenen Plage stehen Tabakspflanzen und einige lebhaft gefärbte Blumen dichtgedrängt. Meist ist auch eine kleine Bank, zuweilen eine Bohnenlaube vorhanden.

„Die Bank vor'm Hause“ ist ebenso unerlässlich, wie das in der Nähe lagernde Brennholz u. dergl., an das sich gelegentlich allerlei größere Wirthschaftsgeräthe lehnen.

„Die Ställe“ sind meist an der Giebelseite des Hauses, mitunter aber auch vom Hause entfernt und alsdann etwa in einem Guts-Hofgebäude. Es giebt auch besondere kleinere Stallgebäude. Außer der Kuh und den Schweinen findet noch oft der Webstuhl sein Unterkommen daselbst; übrigens stehen die Kühe der Gutsleute meist gemeinsam in einem größeren Stalle.

Den Schluß dieser lückenhaften Mittheilungen mögen einige Angaben über Kleidung u. dergl. bilden; und da seien zunächst einige Stücke erwähnt, welche sozusagen „ausgestorben“ sind oder doch nur vereinzelt noch getragen werden.

Da ist der „Ueberrock für Frauen.“ Derselbe war vor 40—50 Jahren allgemein, ist jetzt aber nur noch selten im Gebrauch. Das Zeug war meistens von dunkelblauer Farbe und „Baumwoll“ gechoren, Woll aufgeschlagen.“ Ein Exemplar sei als Beispiel näher beschrieben. Der Rock, welcher mit der Taille in Verbindung steht, hat jederseits neun Falten, die sich vorn und hinten (in der Mitte) begegnen. Ein schwarzer Sammetstreifen geht der Länge nach vorn am Rocke hinunter und ziert gleicherweise die Taille, welche hinten (auf den Näthen) mit zwei ebensolchen Streifen besetzt ist. Der ziemlich weite Aermel ist oben in 12 kleine Falten gebracht und mit einem angehefteten, durch schwarzen Sammet einmal begrenzten Zeugstreifen zusammengehalten, während eine Manschette von Sammet den Abschluß bildet. Oben am Halse ist ein (aus gerade liegendem Stoff schräge geschnittener) Kragen — „Koller“ — angenäht; derselbe hat gleich dem Gürtel — „Paß“ — Sammetverzierung. Die Enden des hinten und seitwärts an der Taille angehefteten Gürtels werden vorn schräge übereinandergelegt und mit großen (gelben) Stecknadeln befestigt. „Zum Ueberrock braucht' man vier Breiten, denn der Rock muß' 3 $\frac{1}{2}$ lange Ellen weit sein. So'n Rock wurd' wattirt und manchmal noch unten herum mit Sanft besetzt. Nach heut'gem Geld kost' das Machlohn 4 Mk. Wir trugen den Ueberrock, wenn wir in die Kirch' gingen oder auch überhaupt nach der Stadt; un d'runter hatten wir noch 'n gewöhnliches Kleid. Nu oder (aber) kommt die Mod' ganz ab.“ Die Taille wurde mit „Tüttertuch“ (ein rauhes, wollenes Zeug) und der Gürtel, gleich den Aermeln, mit Leinwand gefüttert.

Auch ein anderes „Frauenkleid“ wird seltener. Im Allgemeinen gleicht die Machart der des Ueberrocks, indem die Taille am Rocke befestigt wird und Letzterer aus einander sich begegnenden Falten — etwa 60 — besteht. Die Taille hat ein glattes Schulterstück und ist von da in vier Falten gelegt, welche

dreimal durchstept und oben eingekraust sind; unten endigt sie in eine „Schnibbe“; ein Theil der Näthe (auch hinten) ist mit gepaspelten Zeugstreifen besetzt. Der Ärmel ist in 19—20 Falten gebracht, am untern Ende nur gepaspelt und mit Haken und Desen zu schließen. Der Rock hat eine außerordentlich hoch hinaufgehende, derbe „Stoßkante“; Taille und Ärmel sind mit Futtertuch und Leinwand gefütterti. „Die Röck“ mit breiten Stoßkanten schlagen besser aus. Es waren früher im Ganzen fünf Breiten nöthig. Von schwarzem Zeug brauchten wir dann immer 10 Ellen Zeug; die Ell' zu 10 Dittchen. Un das Nachlohn war 25 Dittchen. Schwarze Kleider kosteten immer viel, denn and're kriegt man schon für 10 bis 15 Dittchen gemacht.“

„Altmodischer Kopfpuz der Frauen“ ist eine weiße Haube zu nennen, welche oben glatt sein mußte und an den Seiten Striche hatte; darüber kam ein schwarzleidenes Tuch, das zuerst (in einen langen, aber nur in der Mitte breiten Streifen gelegt) um die Stirn geschlungen wurde, so daß die Zipfel an den Hinterkopf kamen, von wo sie (gekreuzt) nach der Stirn zurückgeführt wurden, um dort — ziemlich hoch, den Kopf überragend — in Enden oder Schleifen geknüpft zu werden.

„Altmodische Frauenhüte“ sind der (so weit verbreitete) „Helgoländer“ — meist „Koländer“ genannt — und der „Pferdskopf“, welcher aus Stroh d. h. aus eingeflochtenem Boden und vorstehendem Schauer besteht.

Von Männerkleidung sei der „Jacke mit Hundeohrchen“ gedacht. Diese ist zwar gleichfalls aus der Mode, aber unser D. trug sie — mit dem dazu gehörenden weiten Beinkleid und der gleichfarbigen Weste — noch 1885. Die Jacke bestand aus blauem Tuch und hatte acht große Metallknöpfe; an den Seiten waren Taschen, und hinten an den Näthen waren je zwei Tuchecken, „Hundeohrchen“ genannt; die Ärmel waren eingekraust und mit je zwei Knöpfen besetzt.

Auch „die Schärf“ (Schärpe), ein viele mtr. langer Gürtel, wurde früher häufiger, als jetzt getragen. Die Männer banden dies (15—20 cm breite) Stück bei kaltem Wetter um Hals und Brust wiederholt vorwärts und rückwärts geschlungen. Ein Exemplar

zeigt auf weiß-, grau-gelbem Grunde grüne und blaue Längsstreifen. An den kraus zusammengezogenen Enden ward je eine knopfartige Verzierung angebracht, an welche sich dicke Franzen angeschlossen.

Der heute gültige, gewöhnliche Anzug der Leute bietet nichts Besonderes. Z. B. die Röcke, Jacken und Schürzen der Frauen sind von „internationalem“ Character. Es könnte höchstens „die waschbare Frauenmütze“ genannt werden. Das Band an diesen fast flach am Kopfe anliegenden Mützen ist oft ein besäumter Streifen Purpur-Kattun, während die Mütze selber weiß oder hellfarbig ist. Man trägt auch ganz rothe Mützen. Junge Mädchen und jüngere Frauen würden sich indeß gegen diese Kopfbedeckung sträuben; sie ziehen (auch im Sommer) ein dickes wollenes Kopftuch vor.

„Die Frauenjacke“ wird nicht gefuttert. Man fertigt sie u. A. aus mehr oder minder dickem, rosa oder andersfarbigem Barchend.

Der Kittel aus blaugefärbter Leinwand, den Männer zum Schonen ihrer sonstigen Kleidungsstücke überziehen, heißt hier „der Buschert“. Die Leinwand ist von den Frauen gefertigt und dann beim Färber (in der Stadt) blau gefärbt worden.

Eine kleine Abwechslung in das Einerlei der Männerkleidung bringt „das Hälschen“. Es besteht aus einem länglich viereckigen Stück Zeug, etwa von schwarzem Stoff; unten hat es zwei Bänder und oben — wo es der Halsrundung ein wenig angepaßt ist — gleichfalls zwei Bänder, mit denen es auf dem Rücken zusammengehalten wird. Es bedeckt die Brust und schmückt den Träger, indem es entweder mit bunten Blumen in Blattstich oder mit goldgestickten Worten auf Blumengrund verziert ist. Als ich einmal von einem Hälschen die goldigschimmernden Worte „Glückauf“! ablas, sagte der Mann strahlend: „Na, im vorigen Jahr! — da hatt' ich 'n Hälschen, — d'rauf stand: Wir Deutsche fürchten Gott, sonst Niemand in der Welt.“

Was „die Fußbekleidung“ anbelangt, so tragen die Frauen häufiger, als die Männer Strümpfe. Die Männer nehmen im Winter wollene Strümpfe oder wollene Zeugstücke; im Sommer begnügen sie sich mit Leinwandstücken. Die derben Schuhe, „Kloß-

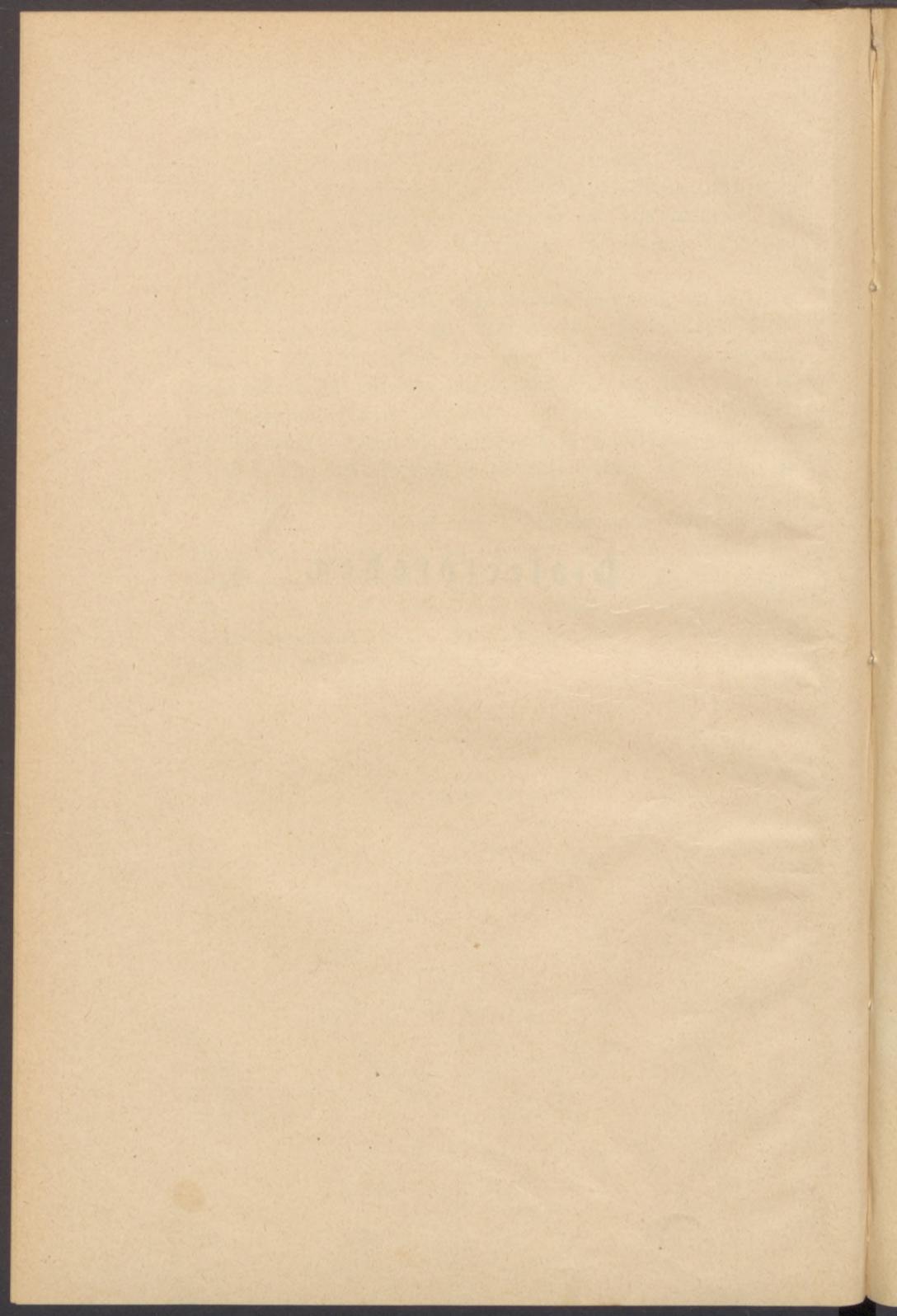
forken“ oder „Klumpen“ genannt, fertigt mancher sich selbst an. Sie sind aus Holz geschnitzt, d. h. Sohle mit Absatz; von alten Stiefeln wird ein Stück Leder genommen und zum Vordertheil des Schuh's zugeschnitten; ein Lederriemen soll größere Haltbarkeit verbürgen.

„Die Taschentücher“ sind insofern interessant, als sie z. Th. zu den neuerdings so viel besprochenen „Erinnerungstüchern“ gehören. Für Erwachsene hat man diese schwarz-, weiß-rothen Baumwollentücher mit dem aufgedruckten Bilde des Kaisers u. s. w., für Kinder mit allerlei scherzhaften und lehrreichen Darstellungen. Im Allgemeinen gehört ein Taschentuch zu den Luxusgegenständen; bei Verlobung und Trauung ist es indeß ebenso unerläßlich, wie am Anzuge der Leiche.

Am Jacobitage hängt man die Kleider in's Freie, damit der Wurm nicht hineinkomme; im Uebrigen soll Ledum palustre L., Porschkraut, ein Schutzmittel sein. — Man sagt: „Geflickte Sachen trägt man länger, als ganze.“ — Schadhafte Stellen und Löcher in Kleidungsstücken nennt man „Wasserflecke“, weil der Regen ungehindert eindringen kann.



Dialectproben.





So sehr ich bemüht gewesen bin, an zahlreichen Stellen die Redeweise des Volkes wiederzugeben, so habe ich doch auf Bezeichnung der Tonfärbung verzichtet, weil ich der Meinung war (und diese Meinung auch noch heute habe), daß es für den Leser im Allgemeinen so erwünschter wäre. Dialect-Schriften sind nicht Jedermanns Sache; Manchem sind sie nicht nur unbequem, sondern geradezu unangenehm. Damit aber das Bild, welches ich vom Volksleben meiner Heimath den sich dafür Interessirenden vorführen wollte, nicht eine leicht zu vermeidende Lücke aufweise, bringe ich hier zwei Dialectproben. Das Gespräch „Wenn 'eer sull de Welt verge'e“? hatte ich i. J. Herrn Ewald Küster-Breslau überandt, als derselbe einen Beitrag für ein größeres Unternehmen wünschte. Das Märchen „De beeds Brider“ bringe ich in diesem Buche zweimal (s. Nachtrag zum II. Th.), um einen Vergleich zwischen der Wiedergabe im Dialect und der bei Märchen u. dgl. sonst angewandten Schreibweise zu ermöglichen. (Das a nähert sich oft dem o; beim Abdruck mußte die nähere Bezeichnung unterbleiben.)

Wenn 'eer sull de Welt verge'e?*)

„Nu rede se sache davon; de Gene diß, de And're das; oder ob's wah es, — we kann 's wisse?“

„Kei'che, wisse kann 's Keener nich; oder eech härt's nu man eenen Tag en der Kneip. Ech gloob oder nich an das. Ze jenner Zeit, as noch de Härr A. en Groß-K. wohnt, — was dazemal frats abgebrannt wa — hieß es ooch: nu wird de Welt verge'e! Un

*) Das „Glossar“ in I, II und III wäre nöthigen Falls zu benutzen.
Lemke, Volksthümliches in Ostpreußen. III. 3

dazu wa rächt e Donnerstag bestimmt. Metcher bracht noch geschwing sei bische Hab un Gutt an de Seit; he lebt, was he kunnt, härrlich un en Freide. Hernachert wird he 's woll beleidert ha'e. Na, wie jenner Donnerstag kamm, arbeit ech frats en Groß-R. un fragt de Härr A., was he sech eegentlich davon dänkt. Es wa e schöner Tag, un de Härr A. wa e rächt verninst'ger, gutter Mann. De sagt nu oder gleech: mäglich wär' 's schonst, daß unse Erd mal mit was Anderm zusammenstiß; oder he wißt nuscht Genaues d'räber un gloobt ooch nich an das. Ech wohnt nu oder in S., un da dacht ech: hol mech de Schinder! sull ech ömfomme un sull mer was passire, dänn es je woll all bäffer, ech sei bei meener Familie. Un da nahm ech un ging. Oder es geschah reenes nuscht nich. Es wa e rächt schönes Wätterche; man blos e besche windig wa 's."

„Jau, jau, Ringer! Oder Metches trifft een, was geprophezeit es.“

„Na, de Schäfersche es all vor Angst krank geworde; je es ganz mihaftig. Oder ech gloob ooch nich d'ran. Ech fragt noch heit ne Frau, de von S. wa, wie 's dort mit de Andacht beställt es. Na, ech meen man, weil de Leit sech doch ängst'ge misse. Oder je sagt: jenner Pfarr muß beinah e kathol'scher seie, dänn he hält zweemal am Tag Andacht. De Frau oder meent, das wä man fir So'ne, de keene Arbeit nich haue. Oder je hätt Arbeit.“

„Mei Gottche, wenn de Welt verschwinde sullt, es wä' doch ganz schräcklich!“

„Es wird sech je woll noch verziehe. De Lippschütz, de neulich nach Fäll hier wa, redt mit mer d'räber. Oder he sagt: nu noch nich! Erst aber veerhundert Jahr! He kännt das behaupte, dänn he lieft en de Bicher. He sagt: vor fünfunzwanzig Jahr wä ooch so 'n Gered öm das gewese, un es es nuscht d'raus geworde. Na, he kämmt e gutte Sträck weit 'röm, wenn he so oof all de Siter un Därfer nach Fäll wandert. Dem gloob ech beinah.“

„Mei Du'che, es wird veel gered't, ooch veel gesproche.“

„Das jau! — Se sage ooch: alles Land sull ze Wasser we'e ech weeß es nich. Mei Gottche, wie sullt ech das ooch wisse? Oder wenn de Welt nu verge'e sull, lohnt's je nich, noch veel vorzehme.“

De beeds Brüder.

Da wa'n mal zwoe Brüder; de eene wa Schuster, de andre Schneider. Un de ginge zesamm wandre. Se walzte von Dort ze Dort un sprache an. Oder de Schuster freeg leeder Gott's sár wenig, oder de Schneider freeg emmer vollauf.

So wa 's ooch mal an eene Tag gewese, un daróm sagt de Schneider: „Hár mal, Bruder, von nu an wulle wi das so inrichte, daß wánn wi enne Dorf komme — ech de eene Neeh Kathe absuch un Du de andre námmst!“ Scheen, das wurd dänn so abgemacht. Oder as se an'n Abend zesammkåme, hott de Schneider wedder sár veel gefreege, un de arme Schuster hott Nuschtaufrem Ei un e Grosche, nech mal genug ze Nacytherberg. „Bruder, erbarm Dech un gibb mer was dezu!“ sagt he. Da gabb em de Schneider so veel, wie Jenner braucht. Am andre Morge zoge se weiter en de Welt un kammé enne große, große Wald; un wie se ooch ge'e muchte, de Wald namm fee Eng.

Ze Frühstückszeit sázte se sech hen, un de Schneider aß sech scheen satt. De Schuster hott Nuschta un bat emme Stúckche Brod. „Zau“, sagt de Schneider, „we was hott, de kann ooch was ásse; un we Nuschta hott, de kann ooch Nuschta ásse.“ Un dabee schmáckt 's 'm rácht gutt; un as he fártig wa, wanderte se weiter.

Nachdem se wedder mehre Stunde gegange wa'e, sázte se sech abermals hen, dänn es wa Mettagszeit. De Schneider hott reechlich zu ásse; oder de arme Schuster funnt sech vor Hunger foom noch halte. „Bruder, gibb mer doch e besche ab!“ sagt he. „Zau, wánn Du Dár 'n Dog ausspecke láßt!“ sagt de Schneider. Das wa nu sár schlemm; oder de Hunger that so wi, un daróm sagt de Schuster: „Na, dänn speck mer 'n Dog aus!“ Das that de Schneider, un dann gabb he em e Stúck Brod, doch nech frats e großes, so daß de Schuster halbhungrig bleebe muß.

Sázte wanderte se wedder stundelang róm; dann sázte se sech abermals hen; dänn es wa Våsperzeit. Demm Schneider schmáckt's wedder sár gutt; un de Schuster wa schonst ganz schwach vor Hunger. „Bruderche, gibb mer doch was ze ásse!“ bat he. „Zau, wánn Du Dár 's andre Dog ausspecke lásse wellst!“ Mei Gott, de arme

Schuster! Oder was blibb em ebrig? „Werst Du mech ooch römleite?“ fragt he. „Jau!“ sagt de Schneider. „Na, dann speck mer ooch 's andre Dog aus!“ sagt he. Das that de Schneider un gabb nu Jennem so veel ze äffe, daß he werkllich satt we'e funnt.

Jäzt wanderte se dann deeg drauf los, damet se aus dem Wald käme; dann heer wa weit un breit kee Dorf, kee Haus ze se'n. „Lieber Bruder“, sagt de Schuster, „brenng mech enne Stadt un jäz mech da ergendwo hen! Ech verlang scho nusch Andres mee.“

Mendlich kamme se aus 'm Wald, un vor ihn lag e große Stadt. Oder de Schneider dacht: es fällt mer gar nech en, de Bruder bis dahenn ze schleppe; ech we 'n heer an 'n Weg untre Galge säge. Un richtig, he säzt de Schuster uffse Balke un sagt: „Nu seie wi enner große Stadt, un ech hau Dech heer enne Stub gesäzt.“ Damet ging he ab.

Mei Schuster saß un saß: zelägt besonn he sech doch un grabbelt so öm sech röm. Das soll e große Stadt sind? dacht he. Met Gens fihlt he e todte Mänsch, de am Galge hung. „Ach Gott“, sagt he, „Da hott mech mee Bruder untre Galge gebracht; jäzt bleebt mer Nusch ebrig, as heer ze verhungre.“

Wie he so dasaß, kamm e Rab angesloge un jäzt sech uffse Galge. Un nech lang drauf kamm wedder e Rab und jäzt sech ooch dahenn.

„Na, Schwäster, waröm so spät?“

„Jau“, sagt der zweete Rab, „ech funnt nech free'r abkomme, weil de Härerschaft nech ze Haus' wa.“

Da kamm de drette Rab angesloge un jäzt sech uffse Galge.

„Na, Schwäster, waröm so spät?“

„Jau“, sagt de drette Rab, „ech funnt nech free'r abkomme, weil de Härerschaft nech ze Haus' wa.“

„Was gebbt's dann Neies?“

„Nech veel!“ sagt de ärste Rab. „Oder ech hau gehärt, daß en disse große Stadt das Wasser met Gens verschwunge es. Jau, demm wä woll abzehälfe. Es liggt da e große, große Steen; wänn de gehobe wird', käm Wasser in Mäng zem Borscheen. Oder eh de Steen gehobe werd, muß öm de ganze Stadt e Karnal gegra'e we, damett das Wasser nech eberschwämmt.“

„Ech hau ooch was Neues gehört!“ sagt de zweete Nab. „En disse Nacht sull e ongeheier starker Thau falle. We bling es un sech mit dissem Thau de Doge wäscht, werd hernach bäffer se'en könne, as vorhee.“

„Un ech“ sagt de drette Nab, „hau gehört, daß em andre Keenigreich de Prinzäffe schwar verfrankt es. Dunnemals, as se das ärste Abendmahl freege sullt, full das Ablatt fort un wa nech ze finge. Ontrem Altar sezt e Beßkreet; de hott das Ablatt em Maul. Wänn Jemand där das Ablatt wägnehme unnes där Prinzäffe brenge kunnt, dann wird' de Prinzäffe jinger un scheener, as je zevor.“

Mei Schuster härt Alles met an. As de Nabe fortgefloge wa'e, greff he rengsöm en's Gras. Nei, das wa man e ganz kli besche feicht; noch thaut's nech so fär. He wart gedoldig; un nach e Paar Stunde greff he wedder rengsöm en's Gras. Jau, jäst wa's schonst so naß, as wänn e starker Rege gefalle wa. Uff de Ställ wusch he sech de Doge damet. En de Merst half es gar Nusch. Dann fung 's em an so vor de Doge ze schemmre. Zelägt fickt he so klar, wie nie zevor.

Na, nu wandert he dänn en Fröhlichkeit en de Stadt. Es wa schonst ze Morge. He trat en's ärste Haus un bat ömme Schluck Wasser.

„Jau, lieber Mann,“ sagte de Leit, „wi mechte Jhn gern Wasser ge'e, — oder wie haue sälbst keens. Wi messe schonst de Kartoffle mit Ween abwasche.“

„Ween wär mer noch liber!“ sagt de Schuster; un so freeg he Ween un stärkt sech.

Jäst verzählt em de Leit, daß de ganze Stadt ohne Wasser sei.

Demm wä abzehälfe! sagt de Schuster un orn't an, daß e großes Karnal rengs öm de Stadt gegra'e werd. Un as das Karnal färtig wa, ging he met de ganze Gesellschaft zem große Steen un liß den abhebe. Jau, da kamm das Wasser, so en Masse, daß das Karnal gleech gefüllt wa un de Leit uffem Markt bes an de Knee dren ge'e mußte. De Schuster oder freeg ongeheier veel Gald und wurd fär belobt; un se wullte em gar nech weglassse.

„Ich hau noch Andres zu thue!“ sagt he un ging ab.

As he en das Keenigreich kamm, wo de franke Prinzäße wa, derkundigt he sech zeärsi, ob jenner Pfarr noch am Lebe un uff'm Deenst wa. Am Lebe wa he, sagte de Leit; oder nech mi uff'm Deenst. Das schadt Nuscht! wänn he sech blos noch besenne kunn, wie he dunnemals de Prinzäße 's Abendmahl ge'e sullt.

De Schuster sucht de Pfarr uff, un de besonn sech noch ganz genau uff Alles. So wanderte se dann en de Kerch, wo das Altar uffgehobe wird'. Rechtig, da huckt mei Beeßkreet un hillt das Ablatt em Maul. Uff der Ställ wurd das de Prinzäße gebracht, un de wurd uff der Ställ gesond un scheener, as je zavor.

Un zelägt heirath de Schuster de Prinzäße.

Zägt wa he e Prinz un lebt so gutt, wie he's nie gefannt hott; em fällt gar Nuscht.

As he so mal am Fänster saß, kamm de Schneider vorbei:

„Härr Gott, das es jau mei Bruder!“ sagt de Prinz.

De Schneider winst, en ze spräche. „Jau“, sagt de Prinz, „laß he ärsi de Kleeder wechse!“ Un damet scheckt he em vornehme Kleeder un macht em ooch zem Prinze.

Nu kamm Jenner en de Stub; un de frühere Schuster fragt: was he em ge'e kunn?

„Du sullst mer Nuscht ge'e“, sagt de Schneider; „Du sullst mer blos de Doge ausspecke!“

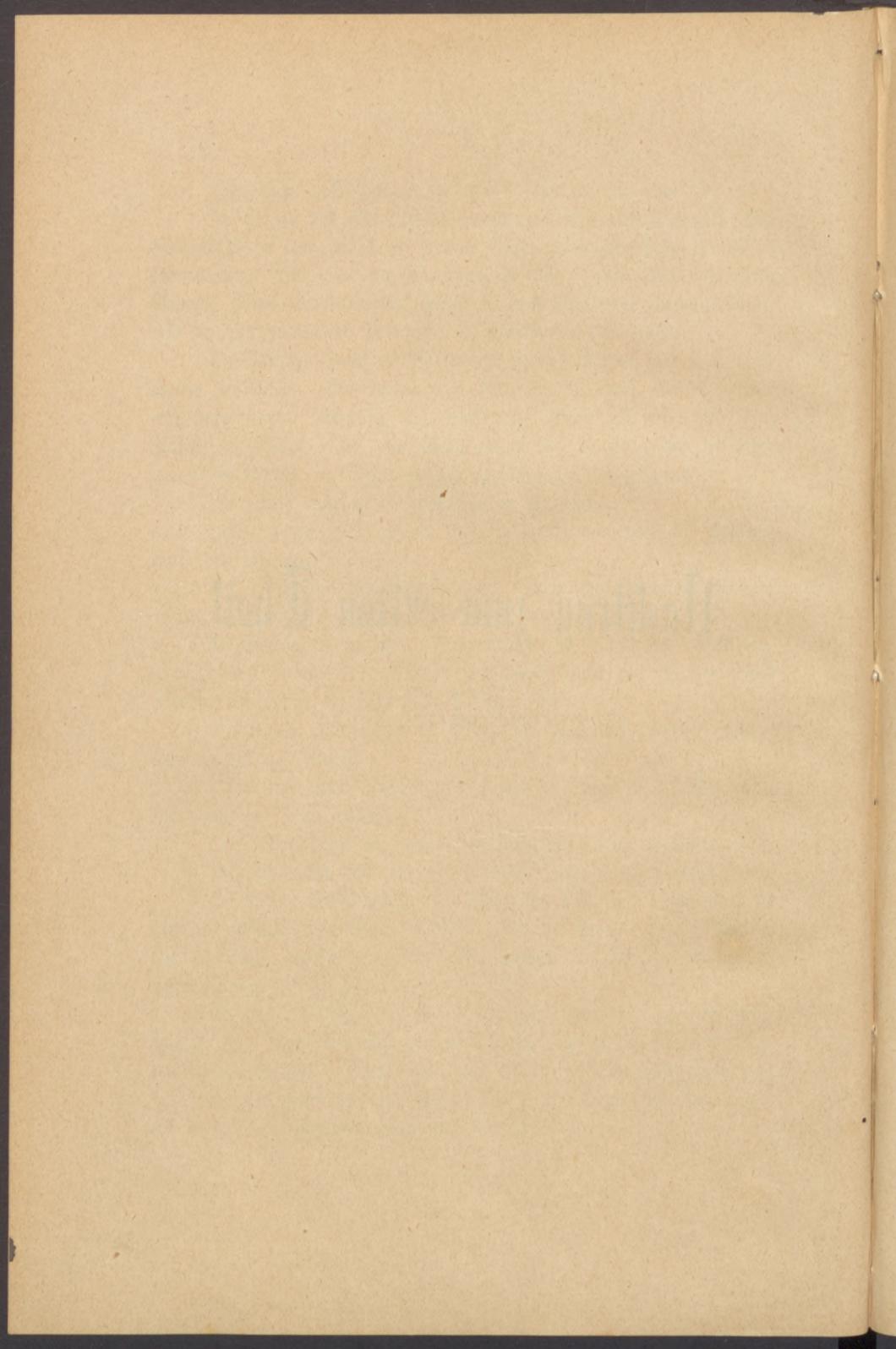
„Nei, das kann ech nech! das kann ech nu un nemmer nech!“

Na, he mecht doch sär gebete haue! sagt de Schneider.

De Prinz blibb dabei: he kunnit es nich thue. As oder de Bruder garnech met Bette nachliß, gabb he Befehl, daß e Andrer em de Doge ausspecke sullt. Un danach winst de Schneider, untre Galge gefägt ze we'e.

As he so dajaß, rauscht es dreemal eber em, un de Nabe kamme an, säzte sech hen un unterhielte sich en de Kerst so, wie jennes vorigtemal. Dann oder sagt e Nab: „Wie wulle doch mal kicke, ob heit Eener da unte sezt!“ Un damet flogte alle Dree runter un hakte de Schneider ganz und gar zestick.

Nachtrag zum ersten Theil.





Erstes Kapitel.

In der Neujahrsnacht.

„Ein Thaler, der immer mehr Geld nach sich zieht“, kann Einem nur vom Teufel in der Neujahrsnacht gegeben werden. Aber dazu gehört, daß man sich eine schwarze Kaze oder eine schwarze Henne besorgt und das Thier in einen Sack steckt, den man mit neun Knoten zugemacht hat. Zwischen 11 und 12 Uhr muß man dreimal mit dem Sack rückwärts um die Kirche gehen und jedesmal, sobald man an der Thür vorbeikommt, in's Schlüsselloch pusten. Beim drittenmal macht sich dann die Thür von selber auf, und der Teufel kommt mit dem Thaler. Er fragt, was in dem Sack ist; und man sagt ihm: es sei eine schwarze Kaze — oder was es sonst ist. Nun aber muß man laufen, unter Dach zu kommen, ehe der Teufel die neun Knoten aufgeknüpft hat; sonst geht's Einem sehr schlecht.

Jemand sagte mir: „In Gerswald' war noch vor 'n Paar Jahren sehr viel Heidenthum, so viel' alte Gebräuche, besonders zu Neujahr. Oder (aber) nu kommt das immer mehr ab.“

(S. Sagen, Spukgeschichten u. dergl. m. „Die Todten in der Neujahrsnacht.“ (Nr. 76.)

Fünftes Kapitel.

Johanni-Abend.

„Ein Kreuz auf der Thür“ (mit Kreide oder Theer gefertigt) schützt vor bösen Mächten. „Wenn die Leut' am Johannes-Abend son'n Kreuz auf die Stallthür machen, kann das Viehchen nicht behert werden. Die mehrsten machen's mit Theer.“ — Auch auf Hausthür und Fensterladen muß an diesem Tage ein Kreuz sein.

Am Stubenbalken sollen Beifuß (*Artemisia vulgaris* L.) und Lebkraut (*Sedum maximum* Suter) aufgehängt werden.



Sechstes Kapitel.

Erntegebräuche.

„Erntekranz“ und „Erntekrone“: Von einem der Arbeitermädchen — meist „Scharwerksmarjellens“ genannt — gesprochen:

Geehrte Herren und gute Frauen
 Und Alle, die mich hier thun schauen!
 Ich bring ein Kränzlein von reinem Korn;
 Es ist nicht von Distel oder Dorn,
 Sondern von reinem, reifem Korn.
 So viel Mehren, so viel Last!
 So viel Körner, so viel Scheffel!
 Ich möcht' wünschen, Gott gäb' es auf's Jahr
 viel tausendmal besser!

(„Hoggen-Plan und Weizen-Plan“:) Beim Plan ist es ferner gebräuchlich, dem letzten Wagen „die Puppe“ mitzugeben. Dieselbe besteht aus Stroh, und eine Jacke oder dergl. wird ihr angezogen; ein Mann hält sie im Arm. Sobald der Mann mit der Puppe den Wagen verlassen hat, wird ihm vom Hausherrn eine Flasche Schnaps und von der Hausfrau ein Brod gegeben. Hinter diesen

Personen steht Jemand mit einem Eimer Wasser. Ein allgemeines Begießen beginnt, das sich die Herrschaft gleichfalls gefallen lassen muß. „Die Puppe bedeutet, daß das Getreide gut gewachsen ist und daß es nun auch schütten möge.“

Adhtes Kapitel.

Hochzeitsgebräuche.

(„Platzmeister“:) „Es giebt einen Platzmeister rechts und einen Platzmeister links;“ — dem einen wird der Strauß an die rechte, dem andern an die linke Schulter angeheftet. Der Erstere hat mehr zu sagen; er hatt die „Bitt“ resp. „Ausbitt“ zu sprechen.

(„Die Musik“:) „Wenn wir arme Leut' Hochzeit haben, dann fangen die Musikanten mit dem Morgenlied „Nun danket Alle Gott“ an. Das spielen sie auch beim Essen und wenn die Hochzeit zu End' ist, wenn die Sonnchen aufgeh'n will.“

Die „Ausbitt“ findet nach der Trauung statt; es ist gleich, wo sie gesprochen wird. Sie lautet:

Günstige Herren und gute Hochzeitsgäste!
 Ich werde bitten, ein wenig stille zu schweigen.
 Ich bin gereist durch das Land Oesterreich,
 Da waren vier Meister reich.
 Der eine ist gestorben,
 Der and're ist verdorben,
 Der dritte will Haus und Hof verkaufen,
 Der vierte ist zum Thor herausgelaufen.
 Dann bin ich gereist durch das Land Nisse,
 Da mich mein Meister mit Grütze,
 Gesott'ne Grütze, gebratene Grütze, mit Leder überzogen.
 Ich hätte gewünscht: wenn den Meister der Teufel hätt'
 geholt.

Dann bin ich gereist durch das Land Sachsen,
 Wo die schönen Mädchen wachsen.
 Aber ich habe mir eins bedacht

Und habe mir keine mitgebracht,
 Denn ich meine, unter diesen jungen Mädchen da wird
 sich eine finden,
 Die sich mit mir wird verknüpfen und verbinden,
 Ich möchte auch gerne wissen, wer sie sei!"

Jetzt sagt eine Brautjungfer: „Das bin ich, mein Kind!"

Schön, mein Kind!
 Das Mädchen hat meinen Wunsch erfüllt.
 Ich such' mir hier meinen Durst zu stillen
 An einem Gläschen braunes Bier.
 Schenken Sie ein, Herr Wirth, ein Glas braunes Bier!
 Hier trink' ich ein Glas braunes Bier, —
 Damit ich mich nicht betrinke hier!
 Denn ich habe mir vorgenommen,
 Ganz nüchtern in das Hochzeitshaus wieder zu kommen.
 Nun werd ich bitten, ein wenig zur Seite zu treten,
 Damit ich mit meiner Gesellschaft zum Thor hinaus kann
 schreiten!

Spieleute und Plagmeister und Brautpaar voran!
 Uns folge Jedermann!

Der Bräutigam muß „die Braut stehlen“; d. h. die Braut
 setzt sich, wenn der Brauttanz an die Reihe kommt, auf den Schooß
 des ihr Angetrauten; sie wird von den jungen Männern zum Tanze
 geholt, und jedesmal muß Jener sie zurückhassen, was zu Lärm
 und Scherz Veranlassung giebt.

Beim „Abnehmen der Brautkrone“ (Kranz) sagt man:

Wir nehmen Dir ab die geflochtene Kron';
 Auf's Jahr wünsch'n wir Dir einen jungen Sohn.

„Die Braut tanzt“ erst mit allen Mädchen und verabschiedet
 sich dadurch mit ihnen, dann mit allen Frauen und begrüßt sich
 dadurch mit denselben. Nun ist sie eine junge Frau. Gleicher
 Weise tanzt dann der Bräutigam erst mit den jungen und dann
 mit den alten Männern. „Damit soll angezeigt werden, wohin
 Jeder gehört.“ (Vergl. I. Th. S. 40 „Haube aufsetzen“!)

Der Bräutigam darf nicht die Schuhe der Braut besorgen; thäte er's, so würde sie ihm davonlaufen.

Silberne Trauringe zu 1 Mk. werden „zur Frau“ angesteckt. Die Frau trägt den Ring auch ferner, wol immer, und zwar am Ringfinger der rechten Hand; der Mann nie mehr.

Der Brautkranz wird verwahrt; hat Jemand Krämpfe, so bröckelt man einige Blätter des Kranzes in Wasser und bereitet einen Thee.

Neuntes Kapitel.

Der Täufling.

Todtgeborene Kinder werden Irlichter, da sie keine Taufe erhalten konnten. — „Wenn 'n Sternschnuppchen fällt, so sagt man: es wird wieder ein ungetauftes Kind sterben.“

„Wer im jungen (zunehmenden) Licht geboren is, bleibt länger jung und schön, als derjenige, der im alten (abnehmenden) Licht geboren is, denn so Einer hält sich nich frisch. Oder wer früh altert, verliert bald alle Zähn'; bei dem duzt sich dann die Kinn mit der Nas'.“

„Die Linchen bekam zur Tauf' eine Nähnadel mit einem weißen Faden.“

Den Täuflingen und den ungetauft gestorbenen Kindern giebt man ein „heiliges Blatt“ (aus einem Gesang- oder Gebetbuch) mit; dasselbe wird, wenn der Täufling es mitbekam, zuweilen sorgfältig verwahrt, oft aber auch nicht weiter beachtet.

Wenn den Leuten viele Kinder sterben, so taufen sie die später geborenen Kinder Erdmann resp. Erdmuth, um sie dadurch am Leben zu erhalten.

S. „Allerlei Spuk“: Der Werwolf.

Zehntes Kapitel.

Heil- und Zaubergebräuche in Krankheitsfällen.

Augenleiden. Kranke Augen befeuchtet man des Abends mittelst Feder oder Leinwandlappen mit einer Auflösung „Kupferroth“ und „Springwasser“; für 5 Pf. Kupferroth reicht für sehr lange Zeit. — Ferner holt man sich aus der Apotheke „weiße Augenlichtsalbe.“

Bleichsucht. Man holt aus der Apotheke „Menschenfett“ und trinkt dies mit heißem Bier. „Man kann das Menschenfett auch Wellrath nennen“

Brustleiden. „Kreuzthee aus der Apotheke.“

Fieber. „Man muß das Fieber dreimal gehabt haben, ehe man dagegen doktert.“ — Aus der Apotheke: „Alte Lorj-Del“ zum Trinken; ferner „Neunerlei Tropfen.“ „Die müssen ungemessen sein; der Ap' theker giebt sie oder (aber) nich gern.“ — S. „Volksthümlisches aus der Pflanzenwelt“, *Menyanthes trifoliata* L. — Den Fieberstein (Quarz) soll man rückwärts über den Kopf fortwerfen. S. 1. Th., S. 48.

Geschwulst. Versteinerte Korallen und dgl. (aber auch beliebige andere Stücke) werden dagegen gebraucht; man nennt sie sämmtlich „Krötensteine“. „Wir finden die Krötenstein' auf dem Acker; wenn wir sie in einem Gefäß mit Wasser begießen und es kommen kleine Blasen in die Höh', so wissen wir, es sind Krötenstein'“. Besonders empfohlen bei „Radbeulen“. (Bösartige Beule, großes Geschwür.) — Ueber „Krötensteine“ s. „Volksthümlisches aus der Thierwelt“, Frösche! — „Ein sehr gutes Mittel gegen Geschwulst ist tiraute-satornische Salb'.“ — S. „Volksthümlisches aus der Pflanzenwelt“, *Levisticum officinale* Koch und *Tilia* L.

Husten. S. „Volksthümlisches aus der Pflanzenwelt“, *Aloë* L.

Koofk. Man schlägt Bernstein in kleine Stücke, legt diese auf einen Teller zwischen Haare und Federn, steckt dies Alles in Brand, deckt sich ein Tuch über den Kopf und athmet den Rauch ein. — Aus der Apotheke: „Alte Lorj-Del“, einzunehmen. — Gegen

die „Krampfkoolk“ soll man Thee von „Balmen“, d. i. Weidenblüthen, trinken.

Kopfschmerzen. Dachmoos, mit der grünen Seite auf die Stirn gelegt und mit einem Tuch sehr fest gebunden, wird dringend empfohlen. Man bindet aber auch ohne Dachmoos ein Tuch recht fest um den Kopf, d. h. vor die Stirn. — Aus der Apotheke: „Karlkaisertröpfen“.

Krämpfe. S. „Hochzeitsgebräuche“, Brautfranz! — „Gegen die schweren Krämpf' is es gut, drei Tropfen Blut einzutrinken von einem schwarzen Thier; am besten ist, man hackt einer schwarzen Katz' die Schwanzspiz' ab oder man nimmt Blut von 'ner schwarzen Henn'; oder (aber) leicht is das nich, denn 'ne Henn' hat wenig Blut, nur im Kamm un in den Füßen.“

Kräße. Aus der Apotheke „pariser Körner.“ „Die reibt man sich mit Seif' ein.“

Lungenleiden. S. „Volksthümliches aus der Pflanzenwelt“, *Levisticum officinale* Koch.

Ohrenleiden. Wer an Ohrenreizen leidet, soll Bernsteinperlen um den Hals tragen.

Rheumatismus. Gegen dgl. Leiden wird Einreiben mit Rienöl empfohlen. — (S. I. Th., S. 54: „Das Volk nennt alle derartigen Glieder Schmerzen „Reißing“.) Aus der Apotheke: „Dr-Kroy“ (soll dem „Blutstein“ gleichen); es giebt bereits fertige Pflaster; — ferner: „Gliederöl“ (s. II. Th., S. 278;) und „fliegendes Element.“

Stiche. Darunter sind besonders Rückenschmerzen gemeint. Heiße Kartoffeln werden dagegen empfohlen und zwar, in einen Sack gesteckt, auf den Rücken zu legen.

Wassersucht. Dagegen wird ein Thee aus folgender „Kräuterei“ hergestellt: „Sequeshite Raddickbeeren (*Juniperus communis* L.), ein halbfingerlanges Wurzelstück von Libbstock (*Levisticum officinale* Koch), dicke Queckwurzel (*Triticum repens* L.), Blätter und Wurzeln von Peterfilie, etwa acht Knospen von Rainfurth (*Tanacetum vulgare* L.) — dies wird roh gemischt. Eine tägliche Portion: Alles zusammen nur eine Klemmhand voll (d. h. so viel, wie man in einer Hand halten kann.) (Täglich frisch

mit $\frac{1}{2}$ Liter Wasser gekocht. Man trinkt es sommerwarm Morgens bei nüchternem Magen und Abends vor dem Schlafen. Hinterher kann ein Stückchen Zucker genommen werden. Nach acht Tagen muß Besserung eintreten."

Wunden. Aus der Apotheke: „rothe und gelbe Königsalbe“; — „Federweiß“; — „Hamburger Pflaster“. „So'n Pflaster kam von Hamburg; nu oder (aber) is es auch in der Ap'thek.“ — S. „Volksthümliches aus der Pflanzenwelt“, Arnica montana L. — Ein verwundeter Finger soll mit Tinte „ausgerieben“ werden.

Zahnschmerzen. Einen kranken Zahn soll man mit einer glühend gemachten Nadel ausbrennen. — Aus der Apotheke: „Beilchen-Öel“. „Da giebt's man so'n klienes Klimpchen (Klumpchen!); in das weicht man 'ne Stecknadel, un den Stecknadelkopf steckt man in den Zahn.“ — Ferner: „Zahnpillen.“ „Da giebt es sechs für zehn Pfennig. Sie sind grau wie Wick' un müssen in 'n Zahn gesteckt werden. Erst die zweite hilft.“ — Zähne zieht man sich selber mit Garn oder Bindfaden aus. Den übrigbleibenden Zahn nennt man die letzte Hachel.

Zu erwähnen wäre noch, daß man gegen „Schlimmes“ (ein weitgehender Begriff) „rothe, gelbe und grüne Butter“ aus der Apotheke holt, um sich die Wunde u. s. w. einzureiben. Auch „Rosenalbe“ wird empfohlen. Wenn man sich den Kopf gestoßen hat, ist „fliegender Spiritus“ gut zum Einreiben. Aber bei „übergeglippten Gliedern“ ist eine Einreibung von „Hasenfett“ nothwendig. „Das Hasenfett treibt's wieder zurück.“ Gegen kranke Finger wendet man Pech an; und einen gebrochenen Fuß behandelt man mit demselben Mittel, das gegen Fieber und Kolik — dort aber als Getränk — angewandt wird, nämlich mit Alte Vorj'-Öel, das in diesem Falle eingerieben wird. Gegen Leibschmerzen wird ein Thee von getrockneten und geriebenen Kalmus-Wurzeln verordnet. Bei Blutarmuth holt man aus der Apotheke „Eiserpulver“, welches mit „Kannel“ (Zimmet) eingenommen wird. Während „Beruhigungspulver“ gar vielfach zur Anwendung kommt, empfiehlt sich in Einzelfällen „Hundesett“. „Das is zum Eintrinken so sehrchens gut; das is gleich so weiß wie Schnee.“

Elftes Kapitel.

Nach dem Tode.

Man soll in dem Zimmer, in welchem eine Leiche liegt, „die Thür nicht zuschließen.“

„Dem Todten Geld mitgeben“ ist noch immer hier und da unerläßliche Pflicht. „Den ungetauften Kindern muß man 'n Geldstück in die Hand drücken; das nehmen die kleinen Leichen mit.“

(„Der Järm“): „Das Begräbniß vom S. war sehr schön. Zuerst gab's Kaffee un feinen Schnaps für das Weibervolk un Kusel für die Mannsleut' un Brod, — auch weiz'nes. Na, für uns arme Leut' is das all (schon) Kuchen. Sie hatten oder (aber) nich 'n Stuhl an die Thür gesetzt, daß sich der Todte Alles mit-anseh'n könnt'. Nei, die N. sagt: Es is besser, wenn kein Stuhl da steht. Laß' der S. doch kommen un in der Stub' 'rumgeh'n un sich seine Gäst' beseh'n!“ Hernach gingen wir Alle nach Haus'. Währenddeß schrapten S.'s Kartoffeln zum Abendbrod. Un zum Abendbrod waren wir nah' an dreißig Personen an vier Tischen. Es gab Milchreis mit Rosinen und süß gemacht. Für vier Mark Fisch', oder (aber) man kleine. Ja, das muß man sagen: es war reichlich von Allem da. Einer aus ihrer Freundschaft sprach vor'm Essen:

Speise, Gott, Deine Kinder,
Tröste die betäubten Sünder! —
Sprecht den Segen zu den Gaben,
Die wir jetzt vor uns haben,
Daß sie uns zu diesem Leben
Stärkung, Kraft und Nahrung geben,
Daß wir endlich mit den Frommen
Zu der himmlischen Mahlzeit kommen!

Un dann aßen wir recht schön.“

(„Stroh hinwerfen“): Der Todte wandert vierzig Nächte umher; das Stroh (am Eingang zum Kirchhofe und an einer Grenze) soll sein Lager sein, wenn er ermüdet ist.

„Ungetaufte Kinder“ müssen nach Sonnenuntergang oder vor Sonnenaufgang begraben werden. „Ungetaufte Kinder gehören

an den Zaun". Man giebt der kleinen Leiche nicht nur ein Geldstück, sondern auch ein „heiliges Blatt“ mit. (S. „Der Täufling“.)
— Todtgeborene Kinder werden Irlichter. (S. ebenda).

„Selbstmörder“ erfahren fast einstimmige Verurtheilung. „Wer sich erhängt, der hat sich dem Teufel übergeben; der darf nicht durch das Thor kommen, wo and're Todte getragen werden; der gehört an den Zaun.“ — „Selbstmörder werden verscharrt wie 'ne Henn'; sie sollen auch keinen Grabhügel bekommen.“

(„Vermuthungen über das Treiben der Todten“): Außer dem schon Angeführten ist noch zu bemerken, was z. Th. in Widerspruch mit Jenem steht. (S. II. Th., S. 280: Der soeben Beerdigte steht als Schildwache am Kirchhof so lange, bis hier eine neue Leiche beerdigt wird, die ihn dann ablöst). Man sagt: „Die arme Seel' muß sich 'rumtreiben. Sie muß sich vierzig Tag' und vierzig Nächt' elend 'rumtreiben, wie sich der Herr Jesus vierzig Tag' und vierzig Nächt' 'rumtreiben muß'.“

Abgeschnittene Nägel soll man stets verbrennen. Wirft man sie fort, so muß man sie nach dem Tode mühsam suchen.

Zwölftes Kapitel.

Allerlei Spuk.

(„Die Untererdchen“): Von den Untererdchen sagt man, daß sie am liebsten unter dem Ofen wohnen. Von dort kommen sie in die Stube, selbst mit Wagen und Pferden. Zuweilen haben sie ihre Festlichkeiten unter dem Tisch ausgeführt, nachher sind sie wieder unter dem Ofen verschwunden.

(„Die Teufel“): Die mitunter erwähnten kleinen Männer, Teufel genannt, werden zwar noch einigermaßen anerkannt; aber man findet sich mit ihnen bald ab. Sie spielen meist die Rolle

neckischer Kobolde. „Der Teufel“ ist aber etwas ganz Anderes. In Redensarten, Spukgeschichten, Sagen u. s. w. erhält er sich am Dasein. — „Ich bin wie 'n Teufel aus der Holzkist!“ sagt Jemand, der eingestehen will, daß er recht wild und übermüthig sei.

(„Die Todten zeigen sich“): „Der Herr N. in N. spukt' nach seinem Tod viel herum; un das war so arg, daß man ihn in der zwölften Stund' Mittags vor der Thür — mit der langen Pfeif' — sitzen sah. Er kam auch vor's Haus gefahren, es war deutlich zu seh'n; vier Pferde waren angespannt. Damals, als sein Sarg von zwölf un zwölf Mann abwechselnd getragen wurd', war er so schwer, daß sie ihn kaum bezwingen konnten.“

„Einem Mann starb die Frau; oder (aber) sie spukt' immerzu herum. Sie warf die Kleider aus 'm Schrank un arbeit' am Kasten; un wenn Eßzeit war, stand sie mit 'ner Schüssel un 'nem Löffel im Hausflur. Sie selbst oder (aber) war nich zu seh'n; nur die Schüssel un der Löffel. Un als der Mann abzog un sich auf 'm Wagen noch die Müt' aufsetzen wollt', riß sie ihm die Müt' vom Kopf un wickelt' ihm dafür 'n Tuch um. Die Leut' sagten: es wär' deswegen, weil der Sarg noch nich bezahlt war.“

(„Den Tod tragen“): „Ein Jahr vor dem Tod' von irgend Jemand muß solch' Mensch, der den Tod seh'n kann, den Geist tragen; wenn die Kirch', zu der der Ort gehört, hinter der Grenz' is, muß er den Geist über die Grenz' bringen. Aber beim Sterbenden, sobald es aus is, muß solch' Mensch das Zimmer verlassen, denn der Geist muß ihm die Zäh'n' auspielen (zeigen). Der Sch. in Warten konnt den Tod seh'n un muß' den Geist tragen. Wenn sein Hundchen kaffert' (bellte), dann wußt' er schon Bescheid un ging 'raus an seine schwere Arbeit.“

Eine immer seltener werdende Schutzgestalt ist „der Wehrwolf“. Man giebt u. N. den Pathen Schuld, einem Menschen zu der Fähigkeit, sich „stundenweis“ in einen Wehrwolf verwandeln zu können, verholsten zu haben. Die Verwandlung wird zwar mit aller Vorsicht in's Werk gesetzt, und die Wehrwölfe rächen sich zuweilen an den Personen, von denen sie belauscht wurden, aber meistens wissen die bösen Geister selber Nichts von ihrem Doppelleben.

„Die Seejungfern“ sind Menschen mit Fischschwanz. Sie leben im Wasser und zeigen sich, wenn schlechtes Wetter werden soll; man kann sie auch zuweilen hören. „G'rad' so wie die Perlhühner schrei'n sie, denn sie rufen auch bei schlecht' Wetter: „Pack' ein! pack' ein!“ Sonst verhalten sich die Seejungfern meist still.“

Dreizehntes Kapitel.

Volksthümliches aus der Pflanzenwelt.

Achillea Millefolium L. Schafgarb' u. s. w. S. „Heil- und Zauber-gebräuche in Krankheitsfällen“, Wasserlucht.

Acorus Calamus L. Kalmus. S. „Heil- und Zauber-gebräuche in Krankheitsfällen“, Thee gegen Leibweh.

Aloë L. Zippelfeig', Heilbaum. Der Saft von einem zer-
schabten oder zerkleinerten Blatte wird, mit Zuckerkant gemischt,
gegen den Husten empfohlen; und zwar soll man dies Getränk am
Morgen zu sich nehmen.

Arnica montana L. Es werden Blüthen, Blätter und
Stengel zerrupft und klein geschnitten, in eine Flasche gebracht und
mit Spiritus begossen, der immer nachgefüllt werden kann. Dies
wird besonders bei Schnittwunden in Gebrauch genommen.

Calluna vulgaris Salisb. Heidekraut. Wenn dasselbe
an der Spitze blüht, muß man eilen, die Winterjaat auszusäen;
dann wird dieselbe gut gedeihen. Wenn das Heidekraut nach unten
zu blüht, dann ist dies ein Hinweis auf das Gedeihen später gesäeten
Getreides.

Coronaria flos cuculi A. Br. Feuerblume.

Equisetum limosum L. Drunkelpfeife. (S. I. Th.,
E. sylvaticum L.) Zuweilen als Pferdefutter, in Häcksel gemengt,
gebraucht.

Fagopyrum esculentum Mnch. Grif. S. „In
der Küche“.

Juniperus communis L. Kaddik. S. „Heil- und Zauber-
gebräuche in Krankheitsfällen“, Wasserfucht.

Levisticum officinale Koch. Libbstock. Die Blätter, in
Milch gekocht, liefern einen Trank gegen geschwollene Füße, über-
haupt gegen Geschwulst. Die Blätter können aber auch einfach auf
die geschwollenen Flächen gelegt werden. „Der Schwolst soll so
sehrchens den Libbstock schlingen (verschlingen, verschlucken)“. Die
Wurzel wird zum Thee gegen Lungenleiden und Wasserfucht benutzt.
Ferner nimmt man L. o. zum Bähnen bei erkranktem Vieh. „Wenn
ein Stück Vieh 'n Schwolst hat, wird Libbstock gebrüht, daß der
Fraden (Dampf) zu sehen is; Blätter un Alles, Alles, was d'ran
is, wird genommen.“

Malva neglecta Wallr. Kagenkäse.

Menyanthes trifoliata L. Dreiblatt. Aus den Blättern
und Blüthen stellt man Thee gegen Fieber her.

Petroselinum sativum Hoffm. Peterzillg. S. „Heil-
und Zaubergebräuche in Krankheitsfällen“, Wasserfucht.

Pirus communis L. Kruşch. Man läßt die Früchte etwa
eine Woche ausgebreitet liegen, bevor man sie zum Kochen nimmt.
„Wenn die Kruşchen molsch (mürbe resp. faul) geworden sind,
geben sie ein sehr strammes Eßen.“

Prunus Cerasus L. Kirsche. „Die Kirschbäum' blühen so
voll, oder (aber) sie werden nich viel tragen; es is krats (gerade)
Neulicht. Sie sollten bei zunehmendem Licht blüh'n.“

Quercus sessiliflora Sm. Steineiche. „Wenn die Stein-
eichen brechen (Blätter bekommen), ist 's kalt; die sind anders, als
alle andern Bäume.“

Ranunculus acer L. Goldemmerchen.

Rosa Trn. Rose. Die Blumenblättchen, in der Sonne oder
auf dem Heerde getrocknet, werden in den Rauchtoback gemengt.

Salix Trn. Weide. S. „Heil- und Zaubergebräuche in
Krankheitsfällen“.

Scrofularia umbrosa Du Mortier. Kreuzneßel.
S. I. Th., *S. aquatica* L.

Solanum tuberosum L. Kartoffel. S. „Heil- und
Zaubergebräuche in Krankheitsfällen“, Stiche.

Tanacetum vulgare L. Rainfurth. S. „Heil- und Zauber-
gebräuche in Krankheitsfällen“, Wasserfucht.

Tilia L. Linde. Blätter und Bast werden mit süßer Milch
zu einem Brei gekocht, der auf Geschwulst gelegt wird.

Triticum repens L. Queef. S. „Heil- und Zauber-
gebräuche in Krankheitsfällen“, Wasserfucht.

Vaccinium uliginosum L. Kunkelbeere.

Vinca minor L. Judenmyrthe.

Anhang. „Rothkäppchen sind so'ne Pilzen, wie Stein-
pilzen oder (aber) der Stengel is ebenso dick wie das oberste End'
(der Hut), un das is röthlich bräun.“

Dachmoos, s. „Heil- und Zaubergebräuche in Krankheits-
fällen“, Kopfschmerzen.

Beete herstellen heißt „Beete aufschlagen“.

„Hexkraut“ oder „Johannskraut“: ein Sträußchen
Dorant-, Weisfuß- und Lottke-Blätter wird am Johanni-Abend über
die Stubenthür (innen) gehängt und bleibt dort bis zum nächsten
Johanni-Abend hängen. S. 1. Th., „Johanni-Abend“, „die
Kräuterei“.

Vierzehntes Kapitel.

Volksthümliches aus der Thierwelt.

Das Rindvieh. Wenn das Vieh zum erstenmal ausgetrieben
wird, soll jede Kuh ein in Theer gewälztes, rohes Ei verschlingen;
auch ist es gut, wenn sie über einen Schweinetrog steigt, der vor
den Stalleingang gestellt ist. — „Habeckuckufstropfen“ oder „Habe-
mannkuckufstropfen“ (von rother Farbe) werden aus der Apotheke
geholt und dem Vieh gegeben, damit dasselbe gut fresse; einige
Tropfen auf Brod genügen. Dies kann allein oder mit acht andern
„Sorten“ zusammengefordert und gebraucht werden. (Die Angaben

schwankten; man nannte: Kreuzkümmel, Mutterbutter, schwarzen Kümmel und Spitzglas). — Wenn die Frauen zum Melken gehen, nehmen sie der Kuh das „Kieter“ oder „Aufwaschwasser“ mit, in das etwas Kleie und Kartoffelschalen geschüttet sind. — Namen für Kühe sind: lange Megin', Hirsch, Kalinchen, Flickerpupp, dicke Teersch u. s. w. S. 1. Th., „Das Kindvieh“.

Das Schwein. Als gutes Futter gilt ein Gemengsel von Hederich, Entenslott (Lemna) und bebrühten Messeln. „Die Kronchen (Blüthen) von den Messeln sind so gut, wie Schrot, wenn man sie bebrüht.“ — Wenn die Schweine nicht fressen wollen, holt man ihnen aus der Apotheke „Musch“.

Der Hund. Zu den im 1. Th. mitgetheilten Sprichwörtern seien noch erwähnt: „Ich muß wie ein Hund arbeiten“. — „Der wohnt in der Hundstürkei“ (armselige Gegend).

Die Katze. Mit einem neuen Kamme kann man nicht eher durch die Haare kommen, als bis man eine Katze damit gefämmt hat. — Dreifarbige Katzen sollen „gut“ sein. — „Es giebt auch böse Katzen. So eine sieht wohl aus wie 'ne richtige Katz'; sie is oder (aber) keine. Als die Mutter von der P. in Jäschendorf (Jäschendorf) begraben war, ging der P. immer 'ne fremde Katz' voran, dicht an den Füßen, ganz schwarz, mit 'nem weißen Schwanz. Die P. sprach kein Wort; da verschwand jene. Die P. meint', es köunt' die todte Mutter gewesen sein, denn die Leut' sagen ja: die Todten erscheinen auf ihre Art.“ — „Mein Mann un ich wohnten in Bärting neunzehn Jahr' lang in einem Haus'. Einmal kam mein Mann aus 'm Krug un wollt' am Teich vorbegeh'n. Oder (aber) da wickelt' sich 'ne Katz' vor seinen Füßen un wickelt' un wickelt' sich immerzu vor ihm. Er stieß sie von sich; da wuchs sie oder (aber) un verschwand. Mit Eins war sie wieder da; un er stieß sie wieder, un sie wuchs noch größer. Un so zum dritten mal. Da war sie nu oder (aber) schrecklich groß. Er lief nu, was er konnt'. Hernach sagt' er: er für sein Theil köunt' nu des Abends Katzen antreffen, ganz gleich wie viel' un wo, er würd' sie nich mehr stoßen. Nei, nei, es is wahr, man kann nie wissen, ob so 'ne Katz' 'ne gute is.“ — „Es is nich gut, zur Abendzeit Katzen mit dem Fuß zu stoßen. Ich ging mal von Bienau nach den Karnitt'schen

Gütern un mußt' über die Kanal-Brück' geh'n. Oder (aber) als ich den ersten Schritt that, war da mit Eins 'ne weiße Rag' vor mir. Bog ich rechts aus, so bog sie auch rechts aus, mir entgegen; un links ebenso. Ich konnt' nich über die Brück' kommen. Na, — un stoßen wollt' ich sie doch nich. Oder (aber) als ich schon ganz ärgerlich wurd', fing ich an, fürchterlich zu schimpfen. Da verschwund die Rag' spurlos.“ — S. „In der Neujahrsnacht“ und „Heil- und Zaubergebräuche in Krankheitsfällen“.

Das Federvieh. „Der Hahn ruft zuerst um ein Uhr in der Nacht; so um 'ne Stund' wieder; un wenn wir aufstehn sollen, sagen wir: der Hahn hat schon zum drittenmal gerufen.“ — „Wenn Einer stirbt, denn schlagen sich die Hühner in der Nacht, als sollt' eine (Henne) todt gemacht werden, — so sehr haben sie sich am Kopf.“ — „Wenn die Hühner so sehr kurren (girren), dann seh'n sie den Tod.“ — Wenn ein Keichel (junges Huhn) schon nach drei Tagen kräht, so nennen es die Leute „Wetterhahn“. — Hühnern, die zur Ruhe kommen sollen, ruft man zu: „Scho hucke! scho hucke!“ Und wenn sie hinunterfliegen sollen, so ruft man: „Scho runter!“ — Man giebt den Hühnern heiße Kartoffeln, „damit sie sich den Pips, das is so 'n Weißes auf der Zung', abbrennen.“ — „Ein guter Wetterhahn kräht schon Abends, wenn ander Wetter kommt. Ist Frost, so kommt wohl noch ärgerer Frost. Un soll auch blos 'ne Stund' Thauwetter sein, — er kräht.“ — „Wenn 'ne Henn' kräht, so bedeut't das Unglück. Wir hatten eine, die kräht' so lang', bis uns're sechs Schwein' todt waren; da half Nichts, — die mußten sterben. Danach wurd' auch die Henn' wieder still.“ — S. „Heil- und Zaubergebräuche in Krankheitsfällen“. — Ein kleines Hühnerei nennt man „Sproh-Ei“. — Von den Perlhühnern sagt man, daß sie bei herannahendem Regen rufen: „Pack' ein! pack' ein!“, d. h. man solle sich unter Dach retten.

Der Maulwurf. An Pauli Befehring darf nicht gesponnen werden, weil sich da der Maulwurf in der Erde herumdreht. „Der Moltwurm schläft um die Zeit, un wenn an dem Tag gesponnen wird, mahlt (wühlt) er hernach zu sehr. Oder (aber) er mahlt in metchem (manchem) Jahr' auch ohne das.“

Die Ameise. Pelze mit Ungeziefer wirft man in einen Ameisenhaufen. „Die Homsten sammeln Alles rein ab.“

Die Läuse. Um Läuse los zu werden, soll man einige in Papier wickeln und einem Todten in's Grab mitgeben. Im Uebrigen kann man in der Apotheke „graue Reiter-Salbe“ kaufen. — „Erbläuse“ wird man nie wieder los; es sind solche Läuse, die ein Lebender gegen seinen Willen sich von Gestorbenen holt.

Die Fliege. Zu Jacobi kommt jede Fliege mit sieben (Anderer sagen: mit neun) Jungen. — Man fängt die Fliegen meist in einem Gefäß voll Seifenwasser, über welches ein Stück grobes Brod gelegt ist.

Frösche und Kröten. „Reilpoggen geh'n drei Jahr' lang mit 'nem Schwanz 'rum; erst dann werden sie richtige Frösche.“ — In Bezug auf das Quarren der Frösche sagt man: Ein Frosch ruft: „Frau Nachbar'n, Frau Nachbar'n! — morg'n woll'n wir back'n, back'n, back'n!“ Sofort wollen Alle backen. — Die Kröten sollen Steine auf dem Kopf tragen. „Aber nich immer; manchmal verlieren sie den Stein; un der is so gut gegen Geschwulst bei Mensch und Vieh.“ — Man hält versteinerte Korallen u. dgl. für Krötensteine. — „Na, hier kommt alle Abend 'ne große Kröt' an's Haus; oder (aber) die hat doch keinen Stein auf dem Kopf.“

Schlangen und Eidechsen. „Wo Schlangen sind, läuft die Eidechsi' demjenigen, der sich auf die Erde schlafen legt, immer über's Gesicht, um ihn zu wecken.“ — „Die schwarzen Schlangen mit Streifen häuten sich jedes Jahr. Die bekommen auch lebendige Junge. Wenn die Jungen geboren sind, läßt sich die Mutter von dem Ast fallen, auf dem sie sich zusammengerollt hatt' und dient ihren Jungen zur Speise. Und die Jungen verzehren sie.“ — „Es giebt meh're gift'ge Schlangen. Am dollsten is die Otter, oder (aber) am wenigsten scheint es, daß die Blindschleich' (!) Einen beißt. Oder (aber) giftig sind sie am End' Alle. Es is ja gesagt worden: zwischen den Menschen und den Schlangen giebt es eine Feindschaft.“ „Die Blindschleich' is son'n gelber Wurm; hactt man die in Stücke, un liegen die nich weit von'n ander, so springen sie zusammen, und die Blindschleich' is wieder ganz.“

Der Mal. Heutzutage braucht man Malhaut nur noch zum Binden der Flegel und an Peitschen, damit dieselben recht knallen.

Der Storch. Wenn der Storch auf einem Baum sitzt, so schlägt das Unwetter in diesen Baum. — Die Kinder singen ihm entgegen:

Storch, Storch, Klapperbein,
Deine Kinder essen viel;
Alle Tag' ein Dittchenbrod;
— Nimm 'n Stein und schlag sie todt!

Die Nachtigall. Bis Johanni singt die Nachtigall; von Johanni ab betet sie.

Die Krähe. Sie ruft u. A.: „Klau' ab!“ und „Knapp' ab!“

Die Schwalbe. Sie zwitschert:

Meine Mutter sollt' 'n Kittel flicken;
— Sie hat keinen Zwirn.

Oder:

Ich möcht' mir gern den Kittel flicken;
Aber ich hab' keinen Zwirn.

Der Hänfling. „Wenn die Witt'rung kühl is, sieht man immer viel' Hänflinge beisammen; ja, dann hängen manchmal sechs, sieben an einem Ast.“

Die wilde Gans. Wenn die wilden Gänse im Herbst hoch fliegen, so deutet das auf mildes Wetter; fliegen sie niedrig, so muß man sich auf Kälte gefaßt machen.

Die Rohrdommel. S. „Sagen, Spukgeschichten und dergleichen mehr“, Nr. 94.

Die Elster. Wenn Elstern beisammen sitzen und „schachern“, so wird es demnächst großen Skandal und Aerger geben.

Gulen. „Ein Knochen von der Uhl ist gut für Solche, die sich lieben; man berührt den Andern damit, un dann muß derjenige Eine lieben, ob er will oder nich.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

In der Küche.

Zum ersten Frühstück giebt es gewöhnlich Kreeschmuß (Wassersuppe mit Klietern, — d. i. Mehklümpchen — Fettwürfelchen und gebratenen Zwiebeln; aber meistens sehr viel magerer); zum zweiten Frühstück „Cichorien-Kaffee“ (ohne Bohnen).

Die Leute, die monatlich zwei Scheffel Roggen bekommen, rechnen folgendermaßen: man könnte davon, wenn es sich um feines Mehl handelt, acht Brode backen; man backt aber nur sechs Brode, das übrige Mehl verbraucht man zu Muß, Keilchen (Klöße) u. s. w. Fast überall, wo es nicht gar zu knapp hergeht, wird mit feinem Mehl gewirthschaftet. Vom schlichtgemahlenem Mehl hat man bei gleicher Scheffelzahl zwölf Brode.

Die Angaben über den Verbrauch schwanken natürlich. Eine Familie, aus vier Erwachsenen und drei Kindern bestehend, backt in jeder Woche drei Brode zu 12—15 Pfd. (nach ihrer Schätzung). Eine andere Familie, aus vier Erwachsenen bestehend, rechnet wöchentlich zwei Megen Mehl für die Person. Ein altes Ehepaar backt — bei monatlich 70 Pfd. Roggen — vier Brode vom Scheffel, wobei (feines) Mehl übrig bleibt. Einige behaupten: das Beste ist, vom (alten) Scheffel Roggen, feingemahlen, dreimal drei Brode backen. „Dann bleibt immer noch so viel Klei' übrig, daß die Schwein' ihr Futter haben. Oder (aber) das is je nachdem, wenn der Müller sie (die Kleie) gut ausmiregelt oder nich.“

Das Mehl wird meist in einem „Mehlkasten“ verwahrt, der in zwei Fächer abgetheilt ist. Wenn es im Sacke bleibt, läßt man denselben entweder in der Kammer stehen, oder man bringt ihn auf die Lucht (Bodenraum unter'm Dach); dort hängt in Strängen ein Brett, auf das der Sack gelegt wird. „Er muß der Mäuse wegen so hängen.“

„Freitag darf kein Brod gebacken werden; sonst freut sich der Böse.“ — Aber gewöhnlich wird am Freitag Abend eingeteigt. Donnerstag Abend rührt man frischen Sauerteig im alten Sauerteigtopf ein; d. h. letztgenanntes Gefäß ist eine „Scheesch“

(Milchnapf). Ein Stückchen Sauerteig bleibt immer zum Backen zurück und wird in der nächsten Woche, beim nächsten Backen benutzt. Thut man zu diesem Stückchen Mehl und Wasser hinzu, so empört sich die gesammte Masse so, daß sie über den Topf hinaussteigt. Hatte man auf den fertigen Sauerteig Wasser gegossen und diesen stehen lassen, so gießt man es vor der erwähnten Zubereitung weg. Ist der Sauerteig zu alt geworden, so wirft man ihn fort; danach reinigt man den Topf, der dann gleich zur Herstellung neuen Sauerteigs benutzt wird. „Und der Topf ist schon so eingefäuert, daß sofort Sauerteig entsteht, wenn man Mehl und Wasser hineinschüttet.“ — Das zum Vorrath bestimmte Stückchen Teig schrappt (kragt) man aus dem Bactrog, wenn alle Brode geformt und für den Ofen fertig sind.

Das Einteigen geht im Bactrog vor sich. Zuerst wird das Mehl hineingeschüttet, danach folgen Sauerteig, Wasser und Salz, ferner Kümmel oder Dill oder Anis. Mitunter (besonders bei Hochzeiten) nimmt man auch klein gestoßenes „Gewürz“ in den Teig.

Der durchgerührte Teig bleibt ungestört die Nacht über stehen; man bedeckt ihn mit einem Handtuch, — wenn es zu kalt ist, mit einem Federkissen. Vor dem Zudecken werden drei Kreuze über den Teig geschlagen; auch ein Kreuz genügt. Man ist der Meinung, daß durch mangelnde Wärme die sogenannten Wasserstreifen im Brode entstehen. Viele lieben diese feuchten, leicht zusammenklebenden Streifen und behaupten, dieselben schmecken angenehm süß. Auch bei Brod, das aus „ausgewachsenem“ (auf dem Halm zum Keimen gekommenen) Getreide hergestellt wird, entstehen Wasserstreifen. Um Letztere zu verhindern, bereitet man eine Lauge von Kiefern*)-Asche, welche dem Einteigwasser beigemischt wird.

Am nächsten Morgen knetet man den Brodteig, der oft so „gegangen“ ist, daß er über den Trog fällt. Man knetet so viel Mehl (aus der Mull) zu, wie nöthig ist, das Brod fest zu machen. Das jetzt noch verwendete Wasser muß warm sein; bei heißem Wasser wird das Brod „kletschig“ und bekommt auch Wasserstreifen.

*) Man nennt *Pinus silvestris* L. (Kiefer) allgemein „Fichte“ und sagt also auch „Fichten-Asche.“

Ist der Teig zu dünn gewesen, so backt das Brod „auseinander“; und man sagt neckend: „Es ist nur ein Platz.“ Aber zu fest darf der Teig auch nicht sein, denn sonst wird das Brod hart; „und man soll doch so kneten, daß das Brodchen nachher recht mollig ist!“ — Vom Brod, das nicht ausgebacken ist, sagt man: es walle sich im Munde wie lauter Keilchen (Klöße). — Wenn das Brod „abgebacken“ ist, d. h. wenn Kruste und Krume getrennt sind, so daß das Brod große Hohlräume aufweist, so sagt man: „Da können ein Paar Eheleute drin wohnen.“

Um vortheilhafter zu backen, nimmt man Zwiebeln oder gestampfte Kartoffeln, roh oder gekocht, in den Teig; das Brod erhält eine wünschenswerthe Feuchtigkeit, soll sich indeß weniger gut halten.

Während der Teig „gewallt“, im Trog geknetet wird, brennt das Feuer im Ofen. — Gewöhnlich wird bei den Dorfbewohnern im Stubenofen gebacken, obgleich auch ein Backofen (in einem dunkeln Raum neben dem Schornstein) vorhanden ist. Das auf dem Tisch oder auf einem Brette zurechtgemachte Brod liegt so lange, bis es „geht“ d. h. bis es höher und höher wird. In einigen Wirthschaften backt man in „Formen“, d. h. in eisernen Kästen. Der Ofen wird mit dem „kehrwisch“ gereinigt; Letzterer besteht aus einem Stock, um welchen ein großer Lappen — überall „Kodder“ genannt — gewickelt ist. Dieser Lappen wird wiederholt in einen mit Wasser gefüllten Eimer getaucht, und dann legt man damit die Kohlenreste weg. Ist die Ofenreinigung nicht ordentlich erledigt, so weist das Brod nachher auf seiner Unterseite Kohlenstücke auf. — Man streut auch Mehl in den Ofen.

Auf dem gleichfalls mit Mehl bestreuten Schieber kommt das Brod in den Ofen; das Mehl verhindert das Ankleben des Teigs. Doch ehe die Brode in den Ofen geschoben werden, bestreicht man ihre Oberseite mit Wasser.

S. I. Th., S. 99: Kreuz über jedem Brod; S. 100: Segensspruch beim Einschieben.

Zwei Stunden muß das Brod backen. Nach einer Stunde dreht man das Gebäck so, daß das, was hinten lag, nach vorn kommt, und umgekehrt.

In einem Stuben-Backofen haben gewöhnlich drei Brode Platz, in einem Küchen-Backofen acht Stück.

Früher hatte man in den Bauerndörfern einen großen, gemeinsamen Backofen, der an verschiedenen Tagen benutzt werden konnte. „Ja, da konnt' man noch Holz sparen.“ Doch in manchen Dörfern wurde der gemeinsame Backofen nur von solchen Leuten benutzt, die in Abhängigkeit von einem Dienstherrn lebten; die Bauern dagegen hatten in ihrem Hause einen eigenen Backofen. Jener war so groß, daß vier bis fünf Familien auf einmal darin backen konnten.

Man erzählt sich: Zur „Franzosenzeit“ hätten die Leute nicht immer Gelegenheit gehabt, backen zu können; und da ist es vorgekommen, daß in Gablauken ein Mann sich drei Tage lang im Backofen verstecken konnte. Der arme „Preuß“, wie die Franzosen Jeden genannt haben, hatte allen Grund, die Feinde zu fürchten; „nu trug ihm seine Frau glubsch (versteckt) das Essen hin.“

Es giebt auch einen „Pracherofen“ (Pracher = Bettler). Einen solchen stellt man her, wenn man Ziegel „auf hohe Kant“ legt und zwischen ihnen Holzsplitter verbrennt, bis Jene heiß sind. Das kleine Brod, das man auf diesem Ofen backt, heißt „Kothbrodchen“.

Ueber die Ofen mit hohlen Kacheln s. unten!

Wenn die Brode sehr groß sind, so legt man sie (etwa drei Stück) der Länge nach hintereinander in den Ofen, so daß das mittelfte mit seinen beiden Schmalseiten resp. Enden — Oberkantchen und Unterkantchen — an je eins der andern Brode anstößt und leicht anbakt. Zuweilen bedarf es einiger Anstrengung, die zusammengebackenen Brode auseinanderzubrechen.

Man sagt: wenn die Brode zusammenbacken, wird — fall's ein Mädchen sie in den Ofen schob — das Mädchen noch in demselben Jahre heirathen.

Mitunter (aber jedenfalls doch wol höchst selten) wird ein einziges riesiges Brod gebacken. Man füllt mit dem lang und schmal geformten Teig dann den ganzen Ofen aus. „Solch' ein Brod bleibt gut frisch; aber es läßt sich schwer handtiren; man muß beim Anschneiden auf einen Stuhl steigen.“

Sobald das Brod aus dem Ofen kommt, wird die Oberseite mit Wasser blank gerieben. Auch Speckschwarte benutzt man zum Reiben; „denn danach wird das Brod ganz blizrig (blank)“.

Das fertige Brod wird in der Kammer verwahrt und liegt dort auf einem Brett u. s. w. Das Schimmeligwerden stört nicht sonderlich. Den Kindern sagt man: „Eßt nur den Schimmel auf! Dann werdet ihr stark.“

S. I. Th., S. 100: Heißes Brod auf dem Tische, unruhige Pferde; Brod darf nicht auf der Oberseite liegen; vom Anschneiden des Brodes; der Segen des Hauses; Brod kann nicht verrufen werden; das Glück weggeben, wenn das Messer ausgleitet.

Es ist nicht gleich, wer das obere oder untere „Kantchen“ (die Spitze des Brodes) erhält. „Wer das oberste Kantchen ißt, bekommt einen jungen Sohn, und wer das unterste ißt, bekommt 'ne Marjell (ein Mädchen).“

S. I. Th., S. 100: „Kuckelchen“ oder „Schmeckkuckelchen“ (kleines Bröbchen). Das Kuckelchen entsteht meist aus den Mehlresten, die man aus der Mull zusammenschrappt; es wird mit Wasser zurecht geknetet und gewöhnlich mit dem Brode zugleich gebacken.

S. II. Th., S. 218: „Das Kuckelchen“, ein Märchen.

Der „Flammplaz“ — aus gleicher Masse hergestellt — wird mit dem Rudelholz gerollt und im Ofen gebacken, bevor derselbe von den Kohlen gereinigt ist, oder gar während noch das Feuer darin brennt. Man bedeckt den Schieber mit einem nassen leinenen Tuche und legt den Flammplaz darauf. Dann bringt man (die Kohlen sind nach hinten geschoben) das Geräth in den Ofen, wo das Gebäc erst von der einen Seite, danach von der andern Seite backen muß. Man nennt den Flammplaz auch, wenn er auf jenem Geräth gebacken wurde, „Schieberplaz“; Einige bezeichnen ihn, wenn er auf der Nische lag, als „Nischenplaz“. Letzgenannter Name kommt auch in Märchen vor, wo es sich um schlechte Kost handelt.

Der „Knill“ oder „Knebelplaz“ wird mit Salz, aber ohne Fett, auf der Pflinzen-Pfanne gebacken. Ist die Pfanne zu heiß,

so lehnt man ihn an glühende Kohlen, bis er gar geworden ist; das ist dann auch ein Aschenplatz.

Im Gegensatz dazu steht der „Sauerteigplatz“, den man mit Fett auf der Pfanne backt. Ein Sauerteigplatz wird oft schon vor dem Brodbacken hergestellt. Man stößt, während der Platz auf der Pfanne ist, mit dem Messer ein Loch in die Masse, damit sie gleichmäßiger bache, und streut Salz darüber. Ist der Sauerteigplatz sehr dick und so groß, daß er die Pfanne ausfüllt, so nennt man ihn „Bobbert“. Ein solches Stück bildet zuweilen den Hauptbestandtheil einer Mahlzeit; jede Person bekommt dann einen Bobbert.

Der „Eierplatz“ wird aus (Roggen-) Mehl, Eiern, Wasser und Salz zubereitet und mit Butter auf der Pfanne gebacken.

Wenn ein Flamm- oder Schieberplatz gebacken wird, streiten sich der Böse und die Engel darum. Die Engel sagen: „Es soll ein Platz gebacken werden!“ Aber der Böse sagt: „Nein, er soll nicht gebacken werden!“

S. I. Th., S. 39: Begrüßung der Neuermählten mit Brod; S. 114: In ein neues Haus muß zuerst Brod getragen werden. — Einige sagen, es muß eine Frau sein, die der aus der Kirche heimkehrenden Braut mit Brod entgegenkommt.

Wenn später die junge Frau zum erstenmal backt, fertigt sie ein besonderes kleines Brod an, das den Namen „Sparbrod“ erhält und im Kasten verwahrt bleiben muß, damit das Brod im Hause nie ausgehe.

Sobald man von frischem Roggen das erste Brod gebacken hat, zeigt man es den Nachbarn im Dorfe an. Jede Hausfrau meldet es der andern an; sie bringt ein Stück Brod mit und sagt: „Ich bring' Dir zu schmecken vom frischen Brod.“ — Man erzählt einander auch als wichtiges Begegniß: „Ich hab all (schon) vom Frischen gegessen.“

Auf einen lehrreichen Scherz läßt sich das sogenannte „Hasenbrod“ zurückführen. Wenn die Eltern auswärts waren, fragen die Kinder gewöhnlich, was man ihnen mitgebracht habe. Dann zieht man ein schon in Bereitschaft gehaltenes Stückchen Roggenbrod hervor, bemerkend: dies hätte unterwegs der Hase für die Kinder gegeben.

„Und den Kindern schmeckt das dann wunderschön; sie denken, es ist etwas Besonderes.“

Der Beginn und Dauer der Vesper-Mahlzeit — in welcher Zeit selbstverständlich viel mehr Brod verbraucht wird — sind verschieden. Zumeist gilt: nach Ostern damit anfangen; und aufhören, sobald das letzte Fuder Gerste eingefahren ist.

Zu Neujahr muß man frisches Brod haben. „Das is so'n Gebrauch von alten Leuten her.“ Daher backen Viele am Sylvester Brod. Andere meinen, sie genügen jener Anforderung, wenn sie am Neujahrmorgen nur überhaupt frisch Gebackenes essen, und formen daher am Sylvester winzige Bröddchen (etwa 3 cm lang) von Roggenmehl für jede Person eins. Die Bröddchen backen langsam mit dem übrigen Neujahrsgebäck, das gleichfalls von Roggenmehl hergestellt wird.

S. I. Th., S 1—3: Glück greifen; Neujahrsbaum; Fieberbröddchen; Neujahr backen; Glück für die Thiere.

Gebäck von Weizen bedeutet für das Landvolf durchschnittlich etwas nur den Festtagen Zukommendes; indeß sorgen die umherziehenden „Brodfrauen“, die allerlei Semmel u. s. w. aus der Stadt auf's Land tragen oder karren, dafür, daß allmählig alltäglich wird, was bis vor Kurzem noch besonderen Gelegenheiten vorbehalten blieb.

Die volksthümlichen „Strigel“ oder „Kosinen=Strigel“ backt eine Hausfrau am liebsten selber. Es sind dies lange Brode, mit Milch eingeteigt, mit Eiern, Kosinen, Korinthen und Zimmet durchknetet.

Sehr beliebt sind „Gründonnerstagskringel.“ Meist backt man für jeden Hausgenossen einen besondern kleinen Kringel. „Der Teig muß gut geruddelt (gerollt) werden.“

Nicht gerade häufig, doch sehr geschätzt ist ein Gebäck, in welches geschälte und getrocknete, in kleine Stücke geschnittene Honigbirnen gerührt wurden; die Birnen müssen lange im Wasser weichen.

S. II. Th., S. 287: Die Spinnabende. An den Spinnabenden wird „Hahnchenbrod“ gebacken. Man nimmt ein ansehnliches Stück Speck und schneidet dasselbe in so viele Theile, wie Personen anwesend sind. Die Speckscheiben werden — in regelmässiger

Entfernung von einander — auf eine Schüssel gelegt und mit einem festen Teig (aus Weizenmehl), Hefen, Milch und Salz bedeckt, man stellt dann die Schüssel in den Ofen und läßt sie eine Stunde lang darin stehen. Doch erst in der allgemeinen Spinn-Pause wird das Gebäck angeschnitten. Hauptsache dabei ist, die Theilung so vorzunehmen, daß jede Person ein Stück Speck erhält. Die Lieferung des Leckerbissens ist Sache der Hausfrau, bei welcher das Spinnen stattfindet. Den Namen leitet man von dem Morgens krähenden Hahn ab. „Wer fleißig ist, spinnt, bis der Hahn kräht.“

In der Weihnachtszeit holt man sich vom Bäcker allerlei spaßhafte, aus Weizenteig hergestellte Kuchen, um sie Kindern zu schenken. Da hat man: Spinnräder, Vögel, Kleidungsstücke, Männer, Frauen, Herzen, Ragen, Hunde u. s. w. „Der Teig ist nicht sehr stramm“ (fein). Dies Gebäck wird mit Syrup oder Zucker gesüßt.

Bis vor Kurzem waren jene Ofen sehr beliebt, die „holle“ (hohle) d. h. vertiefte Rachen hatten, welche etwa viereckigen Schüsseln zu vergleichen wären. Man nennt solche Ofen „poolsche“ (polnische). In den Rachen wurden „Grischante“ d. h. Kuchen von Buchweizen gebacken. „Die Leut' teigten Grif (Fagopyrum esculentum Mch.) mit Hefen ein un backten sich sehr schöne Kuchens in den Rachen; un so lang' die backten, hing 'n Lakn vor'm Oben (Ofen).“

Pfannkuchen (meist „Fangkuchen“ gesprochen) werden folgendermaßen zubereitet: man schlägt Eier in die Pfanne und läßt dieselben mit Speck backen.

Man sagt: „Keilchen“ (Klöße) ist der Mensch noch schnell vor seinem End'.“

Beim Volke ist es noch heute Gebrauch, zum Wurststopfen trichterförmig zugerichtete Hörner vom Rind zu benutzen. Zum Herstellen der Wurst kann man Alles verwenden, was nicht zum Braten oder Räuchern bestimmt ist; das Blut wird tüchtig mit Graupen vermengt.

Unter „Kohl“ versteht man auch: Melde mit Graupen zusammengekocht, dazu ein Stück Speck.

Wenn die Frauen Abends (zur Winterszeit u. s. w.) zum Melken der Kühe das Haus verlassen, müssen sie schon die Mufz zum Abendbrod „abgefocht“ haben.

Sechszehntes Kapitel.

Spinnen, Weben, Nähen u. s. w.

An Pauli Befehring darf des Maulwurfs wegen nicht gesponnen werden; s. „Volksthümliches aus der Thierwelt.“

Man spinnet 1) Flachs, Garn, 2) Heed', Garn, 3) Klunkern, Klunkerngarn. Wenn die Heed' gesponnen wird, so klemmt man dieselbe zwischen die „Kragen“; das, was übrig bleibt, sind eben die Klunkern, und diese werden in ein Säckchen gethan, welches am Spinnrade hängt. Um die Klunkern zum Spinnen vorzubereiten, bearbeitet man sie mit dem „Kämmelbrett“ und der „kleinen Kämmel“. Ersteres ist ein Brett von über 1 m Länge und $\frac{1}{3}$ m Breite, das auf der einen Seite (wenn aufgestellt: am oberen Ende) eine Strecke weit dicht mit Kragen (Zinken) besetzt ist. Man stellt das Brett gegen den Tisch oder an die Wand und steckt die Klunkern zwischen und auf die Kragen, um sie alsdann mit der kleinen, gleichfalls mit Kragen versehenen Kämmel hin und her zu reißen; nun hängen die Klunkern abwechselnd hüben und drüben, und dieses Raußen wird so lange fortgesetzt, bis der Faden genügend gereinigt ist.

Der Spinnwocken (auch nur „Wocken“ genannt) oder das Spinnrad hat einen „Meberwocken“, in welchen die „Flachspuppe“, d. i. der zum Tragen des Flachsbündels bestimmte Stock, oder der „Kragenstock“, d. i. das Brett zu den (kl.) Kragen für Heed' und Klunkern, gesteckt wird. Der Kragenstock — ein beliebtes, selbstergestelltes Geschenk des Verehrers — ist meist zierlich ausgeschmückt, bunt bemalt, mit Glöckchen behängt u. s. w. Die Schnur zum Spinnrad verfertigt man sich selber. Es läuft je eine Schnur um die Spule und um die „Trig“; beide vereint laufen natürlich um das Rad.

Wol überall findet man in der Mitte der Stube, an einem Balken der Decke ein hängendes, schmales Brettchen befestigt; dasselbe dient zum Herrichten des „Scheereck's“, welches Geräth zum Garnaufbinden nöthig ist. Das Scheereck oder der „Scheer-rahmen“ wird an dem Brettchen dadurch befestigt, daß der mittlere Baum des Geräths oben in eine Lederschlinge gesteckt wird, die an jenem Brettchen angenagelt ist; unten ruht dieser Baum auf einem Stein, auf welchem sich das Ganze (wie eine riesige Winde) dreht. Das Scheereck besteht aus vier Seitenbäumen, die durch vier schmale (meist hübsch mit Schnitzerei verzierte) Balken zusammengehalten werden. Die Balken — oben und unten je zwei — kreuzen einander und haben, um fest zusammenhalten zu können, entsprechende Einkerbungen. So lang das (zu webende) Zeug werden soll, so lang zieht man die durch das (mit der linken Hand gehaltene) „Leesbrett“ geführten Fäden um das Scheereck; dann haft man das Garn um einen kleinen Pflock, und darauf geht man dieselbe Länge zurück. Und so immer hin und her. Beim Scheeren macht man mit Rothstift oder Rothstein am Garn allemal ein Zeichen, sobald eine „Schmitz“ um ist. Vier „Bäume“ (am Scheereck) sind eine Schmitz. Bei z. B. acht Schmitz wird von den 28—34 zu einer solchen gehörenden „Gängen“ immer nur der erste Gang angestrichen. Die Gänge gehen durch das mitunter hübsch geschnitzte Leesbrett von der Winde auf's Scheereck.

Zum Wirkgestell (Webstuhl) gehören u. A. 4 „Gestellbäume“, 1 „Brustbaum“, 1 „Kniebaum“, 1 „Leinwandbaum“, 1 „Garnbaum“, die „Fußchemel“, die „Scheenen“, das „Sperreisen“ (um den Kamm zu schonen), die „Delven“ und die „Schüz“ resp. das „Schüzchen“. Beim Aufbringen des Garns werden die einzelnen Gänge durch den „Keetkamm“ gezogen, der wie eine kleine Leiter aussieht, deren eine Längsstange abgehoben werden kann. Das aufgebrachte Garn wird an den Seiten mit schwarzer Seife berieben, damit es besser halte.

Das Gestell d. h. der „große Rahmen“ des Webstuhls hängt bei Platzmangel im Schweinestall oder an der Außenwand des Hauses; ebenda wird auch der Rahmen des Scheerecks untergebracht.

Man webt zu Hemden etwa: Aufschlag feines Garn, Einschlag 2 Ellen (!) Klunkei, 1 Elle feines Garn. „Das giebt das oberste End' vom Hemd fein und das unterste (das längere, untere End' grob“.

Das (oder der) „Querder“, d. i. der Paffstreifen am Hemde, wird doppelt gelegt. Dann (gerade in der Hälfte) wird ein Faden ausgezogen, und darauf werden Steppstiche genäht. Darüber kommen „Mauszähnen“, überwendlich ausgenäht.

Zwirn wird oft (von Garn) durch die Leute selber hergestellt.

Zum „Schnur-Knöppeln“ befestigt man u. A. am Lampenhaben vier Wollfäden, die mit Köpfeln beschwert sind.

Das „Plätteisen“ wird auch „Preßeisen“ genannt.

Siebenzehntes Kapitel.

Volksthümliche Wetterkunde.

Wenn die Sonne Abends Strahlen hat, so zieht sie Regen von der Erde; wenn sie aber Morgens Strahlen hat, so zieht sie Regen zur Erde.

„Daß es so viel regnet, hat der Petrus Schuld; warum läßt er den Regen durch die Himmelsthür laufen?“

„Wenn es auf Regen geht, dann ruft die Lachtaub' so sehrchens.“

E. „Volksthümliches aus der Thierwelt“, das Federvieh (Perlhühner).

„Bis Johann' (Johanni) sollen wir dem Pfarr' (Pfarrer) helfen bitten um Regen; nach Johann' kann der Pfarr' es allein thun.“

Es heißt:

Mai kühl und naß

Füllt dem Bauer Scheun' und Faß.

In Bezug auf kühle Bitterung s. „Volksthümliches aus der Thierwelt“, der Hänfling.

„Kreiselwind is nichts Gutes. Da steckt 'n böser Geist d'rin. Einer Frau hat der Kreiselwind — wie sie so beim Geh'n mit der Hand schlackert' — den ganzen Arm pechschwarz gemacht.“

Ein rother Feuerball bei Sonnenuntergang bedeutet schlechtes Wetter.

Am Tage Lichtmeß darf kein „Gebuller“ am Hause sein, kein Holz gehauen werden u. s. w.; Alles muß leise auftreten im Zimmer. Das Gewitter würde sonst angezogen werden.

Früher ließ man bei Gewitter Gemüll oder dergl. holen, um schnell ein Feuer herzustellen, weil dasselbe „das Gewitter abzog.“

Wenn zwei Gewitter zusammenstoßen und die Blitze „über Kreuz gehen“, schlägt's ein.

Beim Wetterleuchten sagt man: „Das ist kein Gewitter; da fühlt sich nur das Wetter“.

Der Monat März soll den Schnee mitnehmen; auf den Stellen, wo danach noch Schnee liegen bleibt, kann kein Getreide gedeihen.

Die Milchstraße, auch Vogelbahn genannt, „leuchtet“ den Vögeln; sie zeigt den zur Nachtzeit wandernden den Weg.

„Wenn 'n Sternschnuppchen fällt, so sagt man: es wird wieder ein ungetauftes Kind sterben.“

„Drei Sternchen am Himmel steh'n nah' beisammen; und höher nach oben steh'n wieder drei Sternchen neben einander. Das hat Nichts zu bedeuten; oder (aber) man sagt: Eins sind die Häuer (Mäher) un das And're die Effenträger, die den Häuern nachfolgen.“

Achtzehntes Kapitel.

Verschiedentlicher Aberglauben.

(„Der böse Blick“:) „In Leißnersberg is 'n alter Mann, der hat so'ne Augen, daß jedwedes Stück Vieh oder Schwein, wenn er es zuerst sieht, krank wird. Der Mann weiß das oder (aber) nich. Oder (aber) wenn seine Frau Schwein' gekauft hat, un er geht am andern Tag hin un besieht sie, von Stund' an fressen sie nich mehr. Zum Glück wohnt oder (aber) in Leißnersberg 'n and'rer alter Mann, der das wieder gut machen kann.“

(„Zigeuner“:) „Ich hatt' mal 'ne Henn', die kräht'. Da kam 'ne Zigeunersche un sagt': „I, das werd' ich der schon verpirren (unmöglich machen)!“ Un da bat sie sich fünf Dittchen von mir aus. Ich gab ihr die fünf Dittchen, un sie steckt' die Henn' unter'n Arm. Oder (aber) eh' ich noch recht hingegeh'n hab', is sie mitsamt jener Henn' verschwunden. Ja, das Krähen war nu zu End'. Oder (aber) ich kreeg (bekam) nachher noch beinah' Prügel von meinem Mann.“

(„Rache am Diebe“:) „Uns wurd' dazumal in S. Garn gestohlen, das wir zum Trocknen aufgehängt hatten. Da sprachen wir immer: wir würden ein Stückchen von dem übriggebliebenen Garn der nächsten Leich' in 'n Sarg legen! Oder (aber) da fund sich nach 'ner Boch' das Garn, das nu schon ganz trocken war; nu hatt's der Dieb wieder an jene Stell' getragen.“ — „„Ja, liebes Gottchen! oder (aber) metch' Einer jagt: er könn' zaubern. Die St. rühmt sich ja auch: sie könn'; sie zahlt dafür Gewerbesteuer! jagt sie.““

„Das Herz eines neugeborenen Kindes“, gebraten und geessen, macht unsichtbar, wo man auch sei.

„Das Blut von Hingerichteten“ ist „gut“: man bekommt dann immer Recht. (Vergl. I. Th., S. 57 „Ein Glückszwang“.) „Damals beim Michel (vor ungefähr 60 Jahren in Saalfeld hingerichtet) wollten so Viele ihre Taschentücher in's Blut tauchen. Es waren schrecklich viel Leut' da. Der Michel hatt' seine Braut umgebracht. Als es mit ihm zu End' geh'n sollt', hatt' er sich zwei Lieder ausgesucht. Unterwegs las er im Buch': „Ach, was hab' ich ausgerichtet! — ach, was habe ich gethan!“ un „Ich armer Mensch, ich armer Sünder!“ Un dabei kullerten ihm immer so die Thränen. Der Scharfrichter war, denk' ich, von Mohrunge. Der hat — wie mein Vater verzählt' — zuerst getrunken, eh' er das Beil nahm. Es soll was aus der Ap'htz' gewesen sein, das ihn in Wuth bringen mußt'; Die Fleisch' soll ganz roth gewesen sein. Als er zuhaut', war der Kopf gleich ab; oder (aber) er hat immer so gesprungen un der Kumpf' hat gezuckt. Die Nackersknechte haben ihn gleich in die off'ne Kaul' werfen wollen; oder

(aber) die Leut' stürmten so mit Taschentücher', das Blut aufzufangen. Armsünderblut soll so sehr gut sein. Oder (aber) Alle haben nich 'rankommen können; es sind zu viel' gewesen. Es war auch Militär da. Zwei Minuten d'rauf kam die Staffett' vom König: er sollt' begnadigt werden. Das war nu oder (aber) zu spät."

„Für den Jäger“ ist es rathsam, um stets das Ziel zu treffen, auf Ablätter (Abendmahls-Oblaten) dreimal sicher getroffen zu haben.

Hier und da wird einem nachgesagt, daß er „in den Sternen lesen“ könne. „Der alte J. in Gr. Hanswalde konnt' auch in den Sternen lesen. Er ging in die klare Nacht hinaus und sah nach den Zeugnissen am Himmel. Meinem Bruder hat er viele Jahre vorher den Tod durch Pferde prophezeit. Die Sternchen kannt' er ganz genau; und wenn ein Kind geboren war, las er am Himmel, wie's dem geh'n muß'. Mein Gott, und er war doch nur ein koddriger (armseltiger) Bauer! — alt und krumm; in 'ner kurzen Jack' mit Schößchen. Es war ihm nicht anzuseh'n, daß er das Alles verstand.“

Zu den allerwichtigsten Zaubermitteln gehören auch bestimmte „Bücher und andere Schriften.“ Es ist hier schon mehrfache Verwendung von Bibel, Gebet- und Gesangbuch erwähnt worden. „Das sechste und siebente Buch Moses giebt's nur schwer zu kaufen. Da soll so viel vom Teufel steh'n. In Gr. Kanthen war einem Mann Etwas gestohlen; un nu wollt' er das herauskriegen. Er verschafft' sich also jene Bücher un las mit zwei andern Männern darin; oder (aber) sie verstanden Nichts. Blos von 'm Spiegel hatten sie was gelesen, un damit gingen sie um Mitternacht an 'n Kreuzweg un vergruben den Spiegel. Die richtigen Wörter haben sie oder (aber) nich gewußt. Un krats (gerade) in der zwölften Stund' herrschen die bösen Geister. In der andern Nacht sind sie wieder an jene Stell' gegangen un haben nach dem Spiegel gesucht. Der oder (aber) war nich da. In dem wollten sie den Dieb seh'n; un nu war alle Müh' umsonst. Na, es wird doch wol Einer die Kaul' (Grube) am Kreuzweg bemerkt haben, un der hat den Spiegel mitgenommen. Oder (aber) solche Zauberbücher können blos die Demokraten un die Freimaurer un die Juden lesen. Die

Freimaurer frats am besten, denn die haben mit dem Teufel zu thun und können so viel Geld bekommen, wie sie wollen; der Teufel giebt ihnen die Stellen an, wo das Geld in der Erd' steckt." — (Weiteres s. unter „Wohnung, Geräthschaften und Kleidung.“)

(„Allerlei scherzhafter Aberglauben“:) So weitläufig die Zähne stehen, so weit kommt man in die Welt; stehen jene enge bei einander, so kommt man nicht weit herum.

Wer zwei „Kriesel“ (Haar-Kreisel auf dem Scheitel) hat, soll keinen „guten“ Tod sterben.

Neunzehntes Kapitel.

Reime, Spiele u. s. w.

Wiegenlieder.

Schlaf', Kindchen, schlaf'!
 Die Mutter melkt das Schaf;
 Der Vater schlacht't 'n Ziegenbock;
 Dann kriegt der Friedchen 'n neuen Rock.

̄Schu, ̄schu, ̄schu, ̄schu, ̄scheichen,
 Schlaf', mein Kindeleinchen!
 Schlaf' in süßer Ruh',
 Mach' Deine Kopfskegeln zu!

Scherze mit kleinen Kindern.

Wenn man kleine Kinder schaukelt, oder wenn sich Kinder mit einer Schaukel beschäftigen, so wird dabei „Bim, bam, belau“ gesagt.

Abzählverse.

1—20!
 Wie hoch steht Danzig?
 Wie hoch steht Berlin? —
 Du bist die dicke Karlin!

1—9!

Wie hoch steht die Scheun'?
 Wie hoch steht das Haus?
 Da kuckten drei niedliche Jungfern heraus.
 Die Eine spann Seid',
 Die And're schabt' Kreid',
 Die Dritte näht' Hemdchen
 — Für mich eins,
 Für Dich eins,
 Für den aber keins!

(Vergl. I. Th., S. 125.)

Kinderspiele.

Ringel, Ringel, Rosenkranz. (Vergl. I. Th., S. 127:

Alle fassen sich an die Hände, bilden einen Kreis, u. s. w.)

Ringel, Ringel, Rosenkranz!

Puppentanz!

Eierschaal'!

Noch einmal!

— Jungfer Lieschen, setz' dich dahl (nieder)!

Es steh'n zwei draußen an der Thür. Nachdem ein Kreis gebildet ist, singen Zweie, die außerhalb stehen:

Es steh'n Zwei draußen an der Thür,

Die thun ganz leise klopfen;

Mach auf, macht auf das Gartenthor!

Wir haben hier was zu suchen.

Nun öffnet sich der Kreis, und jene Beiden treten ein, um sich vor zwei Andern hinzuknie'n und zu singen:

Ich hab' verloren meinen Schatz,

Den ich so sehr geliebt;

Ich muß mich vor ihm niederknie'n,

Ihn auf den Mund zu küssen.

Darauf tanzen diese beiden Paare; und die eben Erwählten übernehmen nach Beendigung des Tanzes die Rolle der Draußenstehenden.

Krunkchen oder Krunk. Die Spieler schlagen mit einem glatten Knüppel nach großen, runden, hölzernen Scheiben. Jeder hat seine Bahn; verläßt er diese, so treibt ihn ein And'rer so weit, wie möglich, seitwärts. (Die Scheiben und das Spiel werden zuweilen auch „Kulli“ und „Kullin“ genannt.)

Klippchen oder Klipp. Zwei Spieler bezeichnen je einen Kreis im Sande, einander gegenüber. Jeder hat ein Brettchen und ein fingerlanges, mäßig dickes, rundes Knüppelchen, „Klippchen“ genannt, welches an beiden Enden zugespitzt ist. Der erste Spieler wirft mit dem Brett das Klippchen dem Andern zu, der es mit seinem Brette auffangen soll. Gelingt ihm das, so hat er das Recht, das Klippchen dreimal zu „jagen“ und so zu schlagen, daß es springt; je weiter, je besser. Man muß sich bemühen, in den Kreis des Andern zu kommen. U. s. w.

(Berichtigung. In II. S. 293 sind in der 3. und 4. Zeile v. u. die Worte „wie dort und sonst (außer bei „Sandchen“) allemal“ falsch resp. unnöthig).

Räthsel.

Es starb ein angesehen'ner Herr,
24 trugen ihn zu Grab';
Und die ihn getragen hatten,
Mussten mit in das Grab.
Sage, wie ist das zu versteh'n?

(Die Träger und seine eigenen Füße).

Ein Blinder sah einen Hasen laufen,
Ein Lahmer lief ihm nach,
Ein Rackender erhaschte ihn
Und steckt' ihn in die Tasche. (Die Lüge).

Ich ging durch einen grünen Schilf,
Da mir Gott hilf!
Da sah ich ein Meisterstück,
Wie daumesdick.

Daraus konnt' ich mir schneiden:

Zwei Seiten Speck,

Einen Boden,

Einen Bactrog

Und eine Priester-Kapell' (=Kappe).

(Die Eichel und der Eichbaum).

Karl Karoljus hatt' einen Hund;

Er gab ihm den Namen aus seinem Mund:

Also — wie hieß der Hund?

(Also).

Es ging eine Dame spät spazieren,

Sie hat ein Kleid von Nit, Nat, Nüren;

Man führte sie nach Kollwitz,

Von Kollwitz nach Nagelspiz;

Dort wurde sie getödtet.

(Der Floh).

Auf Pumpernellchen geh' ich,

Auf Pumpernellchen steh' ich,

Auf Pumpernellchen bin ich hübsch und fein;

Nun rathen, meine Herren, was soll das sein?

(Eine angeklagte Frau gab dies Räthsel den Richtern auf;
Pumpernellchen war ein Hund gewesen, und die Frau trug Schuhe,
welche aus dessen Fell gefertigt waren).

Guten Abend, Ihr Jungfern alle!

Ihr thut mir sehr gefallen.

Es schickt mich Einer her,

Ihr werdet wissen wer;

Ihr sollt auch schicken das,

Ihr werdet wissen was.

„Ihr, Bote, setzt Euch nieder,

„Grüßt Euern Herrn wieder!

„Wenn dies vergeht,

„Was vor mir steht,

„Und ein Rad über's and're geht,

„Dann werd' ich kommen dar.
 „Ich werd' auch wissen wo,
 „Ich werd' auch bringen das,
 „Ich werd' auch wissen was.“

(Dies besonders an „Spinnabenden“ aufgegebenen Räthsel kann auch sonst als Spiel gelten. Im ersten Falle jagt es nur eine Person auf; im andern Falle sagen es zwei Personen. Es soll so viel bedeuten, als ob unter den Spinnerinnen sich ein Mädchen befände, dessen Schatz zum Stellbichein mahnen läßt. Die andern Mädchen wissen nicht Bescheid; aber die „Rechte“ erräth Alles. Darauf bezieht sich die Antwort: wenn der Flachs aufgesponnen ist, so wird sie kommen).

Was hat so viel' Fenster, wie dem Kaiser sein Palais?
 (Der Fingerhut).

Fünf Schaf' fressen aus einem Kooschen (Kauschen).
 (Die Finger spinnen die Heede aus den „Kragen“. S. 16. Kap.)

Was kommt verkehrt in die Kirche?
 (Der Täufeling).

Wer ist am dreistesten in der Kirche?
 (Die Fliege).

Acht Jungfern tragen einen Kranz.
 (Das Rad am Spinnrad).

Lieder für Erwachsene.

(Auf die Königin Luise bezüglich).

Ich hatt' einen Arm, und der war kurz,
 Mit dem reicht' ich nicht weit;
 Und wenn ich mich um und um bedenk',
 Hab' ich Nichts, als Traurigkeit.

Ich flieh' in der weiten Welt herum
 Wie eine wilde Gans;
 Ein jeder Vogel hat sein Nest,
 Und ich weiß nirgends hin.

Ich wollt' einmal nach Hause reisen
 Und machen meinen Eltern 'ne Freud';
 Es dauerte kaum der Tage drei,
 Da ward ich herzlich krank.

Der Herr herein gegangen kam;
 Einen leisen Gang hat er.
 „Ach Luischen, liebes Luischen mein,
 „Wie blaß macht Dich der Tod!“

(In einer Variante heißt es:

Der König kam hereingegangen
 Und schlug die Händ' überm Kopf zusammen).

„Geh, ruf mir doch die Amme rein,
 „Daß ich mit ihr sprechen kann!
 „Daß ich mit ihr sprechen kann,
 „Wie sie sich verhalten soll!“

Die Amme kam hereingegangen;
 Schneeweiß war sie gekleid't.
 „Ach, königliche Majestät,
 „Was ist der Gnäd'gen ihr Befehl?“

„Ach, Amme, liebe Amme mein,
 „Thu' Sie meinen Kinderchens Gut's!
 „Thu' Sie meinen kleinen Kinderchens Gut's!
 „Das belohnt Ihr der liebe Gott!“

Sechs Doktor' wohl an dem Bett da standen,
 Doch Keiner helfen konnt', —
 Als Einer, der ihr helfen konnt',
 Das war der liebe Gott.

Sie wandt' sich im Bette um und um,
 Mit dem Gesicht wohl nach der Wand;
 Es dauerte kaum eine Viertelstund',
 Da war sie todt und kalt.

Sieben Kinder wohl um das Bett da standen
 Und weinten bitterlich;
 Halb weiß, halb schwarz waren sie gekleidet
 Und trauerten königlich.

„Spannt mir vier Pferde vor den Wagen
 „Und führt sie nach Berlin!
 „Laßt sie da steh'n acht Tage lang,
 „Daß ein Jeder sie sehen kann!

„Spannt mir vier Pferde vor den Wagen
 „Und führt sie nach Charlottenburg!
 „Laßt sie da steh'n acht Tage lang,
 „Daß ein Jeder sie sehen kann!“

In Charlottenburg ist sie begraben,
 Da ist Luischens Grab;
 Da ruht Luischen sanft und fein, —
 Gott wird ihr Beistand sein.

(Ebenfalls auf die Königin Luise bezüglich.)

Wilhelm, komm' an meine Seite,
 Nimm den letzten Abschiedsfuß!
 Schlumm're sanft und ohn' Geleite,
 Das Dich sanft zu Grabe führt!

Sorge nur für meine Kinder,
 Laß' sie christlich auferzieh'n!
 Ei, das wird Dir Gott belohnen,
 Und auf Dir wird Segen ruh'n!

Diesen Vorrath, den ich lasse,
 Alles Gold- und Silberzeug, —
 Nimm! — gieb 's in die Armenkaffe!
 — Dazu ist sie ja bereit.

In Charlottenburg bereite,
 Liebster Wilhelm, mir mein Grab,
 An dem Schloß, der stillen Seite,
 Wo ich manchen Kuß Dir gab!

An dem Schloß der kleinen Wiese
 Setze mir mein Denkmal hin!
 Schreib' darauf: hier ruht Luise,
 Sel'ge, preuß'sche Königin!

Dieses Lied wird auch mit folgendem Texte gesungen:

Wilhelm, komm' an meine Seite,
 Nimm den letzten Abschiedskuß!
 Im Schlummern hört' ich ein Geläute,
 Welches mich zum Grabe ruft.

Drücke, Wilhelm, ach so drücke
 Mich an Deine treue Brust!
 Nimm von meinen blassen Lippen,
 Nimm den letzten Abschiedskuß!

Sorge nur für Deine Kinder,
 Drück' sie an Dein Vaterherz,
 Denn sie sind noch jung und milde,
 Sie sind voller Gram und Schmerz!

All' mein' Vorrath, den ich habe,
 All' mein Silber und mein Gold,
 Schenk' es in die Armenkaffe,
 Denn dazu hab' ich's bereit!

Dort auf jener grünen Wiese
 Da grabt mir ein Denkmal hin
 Und darauf: Hier ruht Luise,
 Sel'ge preuß'sche Königin!

Wir sitzen so fröhlich beisammen
 Und haben ein' Andern so lieb,
 Wir erheitern einem Andern das Leben; —
 Ach, wenn es doch immer so blieb!

Es kann ja nicht immer so bleiben
 Hier unter dem Wechsel des Mond's,
 Denn der Krieg muß den Frieden vertreiben
 Und im Kriege wird Keiner verschont.

Dann kommen die stolzen Franzosen,
 Wir Preußen, wir fürchten uns nicht;
 Wir stehen so fest wie die Mauern
 Und legen die Waffen nicht ab.

Wir legen die Waffen nicht nieder,
 Bis daß Deutschland ist gänzlich in Ruh';
 Die Franzosen, die müssen retiriren
 Nach Frankreich ohn' Strümpf' und ohn' Schuh'.

Ach Napoleon, du Schustergefelle,
 Du sitzt nicht fest auf deinem Thron,
 Denn in Deutschland da warst du so strenge,
 Und in Rußland bekamst du deinen Lohn.

Ach, hätt' ich doch nie an das Rußland gedacht
 Und hätt' mit den Preußen den Frieden gemacht!
 Ei, so wär' ich doch Kaiser geblieben
 Und hätte den allerhöchsten Thron.

Wo bist du denn geblieben,
 Du stolzer Napoleon?
 Die Nacht hat dich vertrieben
 Mit deiner Kriegesmacht.

Guten Tag, du Bruder Preußen!
 Was hast du denn gedacht?
 Du hast mich ja betrogen
 Gleich bei der ersten Schlacht.

Ich meint', ich wär' ganz sicher schon
 Mit meiner Kriegesmacht;
 Doch hast du mich betrogen
 Gleich bei der ersten Schlacht.

Ist Alles trübe, ist Alles dunkel,
 Dieweil mein Schatz eine And're liebt.
 Ich hab' geglaubt, er liebet mich,
 Aber nein, aber nein, er haßet mich.

Was nützet mir mein Rosengarten,
 Wenn And're d'rin spazieren geh'n
 Und pflücken mir die Rosen ab,
 Woran ich meine, woran ich meine, woran er seine Freud' d'ran hat!

Was nützet mir mein schönes Mädchen,
 Wenn And're nur spazieren geh'n
 Und küssen ihr die Schönheit ab,
 Woran ich meine, woran ich meine, woran er seine Freud' dran hat!

Kirsch mit Kummel hab' ich getrunken,
 Bis daß ich kaum mehr stehen kann;
 Jetzt aber trink' ich Bier und Wein,
 Woran ich meine, woran ich meine, woran er seine Freud' d'ran hat!

Und kommen dann die schwarzen Träger
 Und tragen mich zum Thor hinaus
 Und senken mich in's kühle Grab,
 Worin ich meine und du auch deine, worin ich meine Ruhe hab'.

Deutsch Eylau, eine wunderschöne Stadt,
 Da drinnen ein Soldat,
 Der da muß marschieren wohl in den Krieg,
 Wo die Kanonen steh'n.

Und als er in die Stadt 'reinkam
 Wohl vor des Hauptmann's Haus,
 Da schaut der General zum Fenster hinaus;
 „Mein Sohn, bist Du schon hier?“

„So geh' zu Deinem Feldwebel hin
 Und sieh' (zieh') Dir den Waffenrock an,
 „Denn Du mußt marschieren wohl in den Krieg,
 „Wo die Kanonen steh'n!“

Und als er in das Schlachtfeld kam,
 Da bekam er den ersten Schuß;
 Nun liegt er da und schreit so sehr
 Nach seinem Kamerad.

„Ach Kamerad, lieber Kamerad mein,
 „Schreibe mir ein' Brief nach Haus'!
 „Schreibe mir an meine Braut,
 „Daß ich geschossen bin!

„Papier und Feder hab' ich hier,
 „Aber keine Tinte dazu,
 „Schneide Du in Deinen Finger herein, —
 „Das soll ja Deine Tinte sein!“*)

Kaum hat er diese Worte ausgesagt,
 Da bekam er den zweiten Schuß.
 Nun liegt er da und schreit nicht mehr;
 Sein Athem ist schon aus.

*) Statt der üblichen Wiederholung dieser Zeile wird auch gesungen:
 „Und schreibe mir nach Haus'!“

Bei Sedan auf der Höhe
Da stand nach blut'ger Schlacht
In den letzten Abendstunden
Ein Sachse auf der Wacht.

Ei, was jammert dort im Busche?
Ist das nicht ein Reitersmann,
Der da liegt in seinem Blute
Im Busche bei Sedan?

Und der Sachse schleicht sich näher
Und beschaut die Todtenschaar,
Die doch gestern diese Stunde
Gesund und munter war.

Reich' mir Wasser, deutscher Kamerad!
Denn die Kugel traf sehr gut;
Dort auf jenem Wiesenrande
Da floß mein junges Blut.

Gewähret mir noch eine Bitte,
Grüße meinem Weib und Kind!
Die da harren auf ihren Vater,
Der doch niemals wiederkommt.

Und des Morgens in der Frühe
Grub der Sachse ihm sein Grab;
Und er streut ihm Wiesenblumen
Und Zweige auf sein Grab.

O fließt ihr hoffnungsvollen Thränen,
O fließt zu Gustav dem Geliebten hin,
Der mich durch seinen Abschied sehr betrübte,
Daß ich in Gram und Leiden bald vergeh'!

Laß' mich kämpfen, Treue, laß' mich siegen
Für den König, Vaterland und Ehr',
Daß ich einst die Siegesfahne schwinde,
Wenn ich zur Heimath freudig wiederkehr'!

Ein Lebewohl! —

Erhalte Deine Treue, geliebtes Mädchen!
Ich muß schreiten
Mit dem Siegesheer.*)

Als ich Dich zum erstenmal erblickte,
Diesen Abend den vergeß' ich nie;
Da wurde mir gar wohl,
Ich weiß nicht wie.

D'rauf zog er aus mit Heldenmuth und Waffen
Und ließ mich, die Braut, verwittwet steh'n.
Die Hoffnung spricht: er hieß der Thräne lachen,
Wenn sich Geliebte freudig wiederseh'n.

Ein trüber Morgen weckte mich vom Schlummer
Und hieß mich in den Hain spazieren geh'n,
Wo ich dem Liebchen löschte manchen Kummer,
Wo ich ihn zum letztenmal geseh'n.

Da sah ich einen Reiter vor mir steh'n,
Der sprach: Was klagst Du Holde hier?
— Ach, guter Fremdling, hast Du nicht geseh'n
Den treuen Gustav, der mich liebte sehr?

Ein Lanzenstich drang ihm durch seine Seite,
Und eine Kugel ging ihm durch die Brust,
Er wurde auf dem Schlachtfeld eine Beute,
Da wo der Feind nach seinem Blute durst'!

So will ich nun zu dessen Grabe schleichen,
Wo der geliebte, theure Gustav ruht,
Und will weinend ihm den Brautfranz reichen;
Auf diesem Grabe blüht derselbe gut.

*) Und der Sänger muß über die sonderbarsten Wiederholungen, über die unglaublichsten Dehnungen u. s. w. schreiten! — Das sind Geheimnisse des Volksgebetes; und es wäre ganz vergebliches Bemühen, auf eingeschlichenen Fehler aufmerksam zu machen. — Oder sollte dies die Fassung des Originals sein?

Und als sie kam zur stillen Kirchhofsmauer,
 Da brach ihr Herz in heiße Thränen aus;
 Und als sie sah sein Grab, erfrischt vom Thau,
 Zog ihr der Schmerz den letzten Athem aus.*)

Tänze.

„Der Kassiser“ ist zusammengesetzt aus 16 Taktten Polonaise und 16 Taktten Polka; die ersteren werden aber nicht im Gehschritt erledigt, sondern Tänzer und Tänzerinnen stehen einander gegenüber, sich „über Kreuz“ die Hände reichend; dazu gehört balancer.

Zimmer noch beliebt ist der so weit verbreitete Tanz „Herr Schmidt“. Dazu wird gesungen;

Herr Schmidt, Herr Schmidt,
 Was kriegt die Zulchen mit?
 — 'n Schleier und 'n Federhut;
 Das kleid't ja unserm Zulchen gut.

„Finger-Schottisch“ ist ein Tanz, der wohl auch in Kindergärten bekannt sein dürfte, hier aber von Erwachsenen getanz't wird. Man singt die nachstehenden Worte und begleitet sie mit den entsprechenden Bewegungen von Hand und Fuß.

Mit den Füßchen trapp, trapp, trapp,
 Mit den Händchen klapp, klapp, klapp,
 Mit dem Finger droh' ich dir,
 Komm', Feinsliebchen, tanz' mit mir.

„Der Dreideiweilstanz“ wird nach besonderer Musik getanz't. Ein Tänzer wählt zwei Tänzerinnen. Zuerst tanzen alle Drei zusammen und nach verschiedenen Seiten. Dann stellt sich der Tänzer in die Mitte des Zimmers; dort bleibt er stehen, während die Tänzerinnen geschäftig und abwechselnd seine Arme ergreifen und so sich drehen. Der Tänzer kann allerlei Bewegungen ausführen. Es muß überhaupt sehr lebhaft zugehen; viele Verbeugungen sind geboten.

*) Dieser Schauer- und Gesangsstück ist außerordentlich beliebt und durchzieht oft den „Hain“ (übrigens ein dem Volke unbekanntes Wort). Man kann wohl annehmen, daß ein „schöne. Druck“, etwa ein Jahrmärts-Fest, dahinter steckt.

Ueber den eigenthümlichen Tanz „das Bügeln“, s. I. Th. „Fastnachtfreuden“.

Zu erwähnen ist ferner der mit allerlei Touren ausgestattete Tanz „Lott' ist todt“. Text s. I. Th., S. 124.

Bei einem gleichfalls mit Touren versehenen Tanze singt man:

Und Nichts geht über die Gemüthlichkeit;
Hab' ich kein Geld, haben's and're Leut'.

In einigen hier noch zu berücksichtigenden Ortschaften nach der Seite des Geserich hin wird vielfach die polnische Sprache gesprochen; daher stammt wohl die Sitte bei unseren Leuten, beim Tanze polnische Worte zu gebrauchen. Man tanzt auf Kommando rechts oder links, ganz gleich, ob es sich um zehn oder weit mehr Paare handelt. Da heißt es dann prawo oder lewo. Sobald solch' ein Kommandowort erschallt, schwenken alle Paare nach der einen Seite, in staunenswerther Ordnung.

Das Tanzen gehört zu den liebsten Freuden des Volkes; und wer sich an der Freude Anderer ergötzen kann, der hat in diesem Falle ungezählte Eindrücke unvergesslicher Art. Es ist wahrlich nicht Sentimentalität, wenn ich hier den Wunsch ausspreche: man möge den Leuten ihre Tanzfreuden nicht verkümmern! Man singe getrost mit ihnen: „Nichts geht über die Gemüthlichkeit!“

Zwanzigstes Kapitel.

Glossar.

A.

Alsigkeit, f., die Faulheit, die Müdigkeit, die Kränklichkeit.

abaasen (sich), sich abmühen.

abbringen, abwehren, fortjagen. „Wenn mir der Fritz noch einmal mit der Geschichte kommt, werd' ich ihn abbringen, daß ihm die Hacken fliegen.“

abdrippen, abtropfen.

abfuschen, flüchtig und schlecht arbeiten.

- abgelappst**, zerrissen, zerkumpt. „Wenn man im Feld arbeit' und nich starkes Zeug trägt, wird man bald abgelappst.“
- abglippen**, abgleiten.
- abfoddern**, arm an Kleidern sein.
- abluchsen**, abbetteln, abnöthigen.
- abmurksen**, vernichten, tödten.
- abplisern**, abzupfen. „Warum pliserst Du mir die Blätter da ab?“
- abprachern**, abbetteln.
- abichelbern**, abblättern, abhäuten.
- abschmanden**, die Sahne abnehmen.
- abshuppjen** (sich), sich abwehren. „Na, die geizigen Leut' da! die schuppjen sich Alles vom Hals!“
- Affenzagal**, m., mehr scherzhaftes Schimpfwort.
- aller**, zu Ende.
- Alltag**, m., der Wochentag.
- Alte Vorj'-Del**, a. d. Volksmedizin.
- alte Scheer**, f., die frühere Sitte.
- Ampart**, m., der Antheil.
- ampeln**, unruhig mit den Gliedmaßen sein.
- an dem**, so. „Es war an dem, wie ich Dir sag'.“
- angekommen**, verschimmelt, verdorben.
- aufkommen**, verschimmeln, verderben.
- anmuthen sein**, zumuthen.
- anrichten**, verüben.
- Anrühr**, m., der Auserwählte, der Zugehörige.
- anstreichen**, anrechnen. „Ich werd' 's der Marjell schon anstreichen, wie sie sich zu mir beträgt!“
- anzeidern**, anpflocken.
- auf den Bluz thun**, sofort ausführen.
- auf der Sonn'**, im Sonnenschein. „Mei lieber Gott, wer immer auf der Sonn' is, der verbrennt bald.“
- aufdownern** (sich), sich geschmacklos anputzen.
- aufmissern** (sich), sich ermuntern.
- aufmucken**, trozig werden. „Na nu! — willst Du hier aufmucken?“
- aufplärren**, unnöthig öffnen. „Herrgott, wie beriechst Du blos die Rosen? — Du plärrest sie mir noch ganz auf.“

- aufplisern**, zurecht zupfen, öffnen oder lösen z. B. Knoten.
angentlich, selber gesehen.
ausbauern, arm werden.
ausdollen (sich), sich austoben.
auseetschen, beschämen.
ausgribbeln, ausfindig machen.
anschlauben (sich), sich aus seiner Hülle befördern. „Dem Balg sitzt kein Kleidungsstück ordentlich; es schlaubt sich immer ganz aus.“
ausspicken, ausstechen. „Erbarm' Dich und näh' nicht mit solchem langen Faden! Du wirst mir noch die Augen ausspicken!“

B.

- baszen**, dröhnend zuschlagen, klopfen.
ballern, stoßen, schlagen z. B. die Thür.
bedonnern, schelten, zurechtweisen. „Kann Er denn Seine Kinder nicht mal selber bedonnern?“
bedrippen, betropfen.
bedrippst, betrübt, verlegen. „Herr Jesus, nu stehst Du da wieder so bedrippst, als ob Einer Dir den Kopf abreißen will!“
Bedrullj, f., die Rathlosigkeit, die Verlegenheit.
beduseln (sich), sich betrinken, sich betäuben.
Beeßfreet (Beeßkröte), m., f. und n., Schimpfwort; sonst die große Kröte.
besleien, bekramen.
beglabbern, mit unsaubern Händen berühren.
begrabbeln, befaßen, begreifen.
begrappschen, befaßen, begreifen. „Da begrappicht mir die Marzell mit ihren schmutzigen Poten das neue Zeug, daß es aussieht, als hätt' es schon ein Jahr in der Erd' gelegen.“
beguschen, küssen.
beihet, daneben. „Na wart'! — ich werd' Dir schon auf's Dach steigen! Bild'st Du Dir ein, ich werd' immer beihet laufen mit all' der Plackerei?“

- befleimmen**, befehlen. „Ich glaub', der befleimmt mich jedesmal um 'n Dittchen (= 10 Pf.).“
- befreeschen**, Kartoffeln oder Klöße mit Fett begießen resp. anrichten.
- befullern**, einhüllen in Sand, Mehl u. i. w.
- benant**, kleinlaut.
- benahmen**, verstehen. „Er benimmt das nich mal, wie grob sie zu ihm find.“
- bepungeln** (sich), sich dick bekleiden.
- beschänden**, verleunden.
- beschlackern** (sich), sich begießen, sich einen unsaubern Rand am Kleide besorgen.
- besterven**, nachlassen d. h. der Schmerz. „Nun läßt der Schmerz nach; nun bestirbt's mir schon.“
- Bettsted**, f., das Bettgestell.
- Biswurm**, m., die große Bremse, welche dem Vieh gefährlich wird.
- Bobbert**, m., ein Gebäck.
- Bocht**, f., das Lager.
- bochten**, hin und her rühren. „Jetzt sag' ich's Dir zum letzten mal, Du Kreet, — bocht' nich so im Bett!“
- Boffe**, m., der Nichtsnuzige, der auf böse That Ausgehende.
- Bommchen**, Bonbons.
- Bomngart**, m., der Ziergarten.
- Boßhammel**, m., der Eigensinnige.
- Brackwerk**, n., das Zerbrochene, das Abgenuzte.
- Brägen**, m., das Gehirn.
- brasseln**, schwagen.
- Bredulj**, f., die Rathlosigkeit, die Verlegenheit.
- breitschlagen**, überreden. „Ach, du liebes, allmächtiges Gottchen! Die schlugen mich so breit; — ich muß', — ob ich wollt' oder nicht.“
- Bresilgenholz**, n., Lignum Fernambuci. „Das is fleingemachtes Blauholz, die Ostereier zu färben.“
- brotsch**, leicht zerbrechlich. „Bei der nassen Witterung ist Alles so brotsch, daß es bricht.“
- Brühling**, m., das Ferkel.

Brusch, f., ein Spielzeug, d. h. ein handflächengroßer, runder, glatter Deckel (Blech, Leder u. s. w.), in der Mitte durchlocht; durch dies Loch wird ein doppelter Bindfaden gezogen, welcher (mit beiden Händen) um sich selbst gedreht wird; danach läßt man ihn sich von selber aufdrehen, wodurch jener Deckel in geräuschvolle Bewegung gebracht wird.

bruschen, mit dem vorgenannten Spielzeug spielen.

bullern, lärmen, rollen, stoßen. „Das Feuer bullert im Ofen.“
— „Buller' nich so gegen den Schrank!“

bullrig, laut, grob.

Burrack, m., die Schürze.

Buschert, m., Kittel aus blaugefärbter Leinwand.

buzen, hinunterfallen. „Ich buzt' vom Baum, daß mir Hören und Sehen verging.“

D.

Dämelsack, m., { Schimpfwort.

Dämlack, m., { Schimpfwort.

dämmern, laut singen.

dalbern, albern sein.

damang, dazwischen.

Damlack, m., Schimpfwort.

darmang, dazwischen.

defrig, schwach, zerbrechlich.

derkommen (sich), { sich erholen.

derkrücken (sich), { sich erholen.

dermang, dazwischen.

Dickerchen, n., das starke Kind.

Dickus, m., der Dicke.

dieren, dauern, währen.

dieseln, wirbeln, schwindlich machen. „Wir tanzten, daß es nur so dieselt.“

Dollheit, f., der Uebermuth, die Dummheit.

Donaupfeifer, m., der Dompfaff.

Drauf, m., das nasse Schweinesutter, der Schweine-Trank.

- Dreesch**, m., das unbeackerte Land.
Dreeskammer, f., die Sakristei.
Dreiangel, n., kleines, dreibeiniges Geräth, auf welchem das
 Plätt- (oder Bügel-) Eisen steht.
dreibastig, unbescheiden, vorwitzig.
driest, dreist.
driftig, flug, verschmigt.
Dröhu, m., das dröhnende Geräusch.
Drunkelpfeife, f., Equisetum limosum L. (S. I. Th., auch
 E. sylvaticum L.)
Drusch, m., die Prügel, der Stoß; ferner der Regen.
druffeln, schlummern.
duddeln, auf dem Dudelsack spielen.

G.

- Ghpacht**, f., Ausschluß der Gütergemeinschaft zwischen Eheleuten.
einfäden, einfädeln.
eingespundt, eingeschlossen, (gefangen.)
einhuken, einfügen. „Ja, ja, von mir verlangen sie, ich soll
 immer einhuken.“
einfacheln, einheizen.
einknallen, stark einheizen.
ein Korn, etwas, wenig. „Nu hat sich unser Bruder doch schon
 ein Korn erholt.“
einspicken, ein Loch einstoßen.
eißerlich, beängstigend.
enderweiß, streckenweise.
engelnd, engelhaft. „Nei, nei, ich sag' blos: über das engelnde
 Kind! Herrje, das war hier so vergnügt.“
Entensloß, m., | Lemna L.
Entenslott, m., |
Erkältuiß, f., die Erkältung.

H.

- Hähneführer**, m., die Anführer, der Anstifter.
hagassen, viel umherlaufen.

Fagen, allerlei Einfälle.

fenstern, schelten, strafen. „Ich werd' Dich fenstern, daß Dir die Hacken fliegen.“

Feuerblume, f., *Coronaria flos cuculi* a. Br.

füßig, zu klein, zu kurz.

füßentiren, untersuchen.

Fisichen, n., das kleine Stück.

Fißelband, n., das schmale Leinenband.

flämisch, ungeschickt.

Fradem, m.,

Fraden, m.,

} der Dampf, der Athem.

Franzosen, Küchen-Schwaben.

Freundschaft, f., die Verwandtschaft.

G.

Gaffel, f., die Gabel.

galstrig, übel-schmeckend, verdorben (Fett).

Gebuller, n., dröhnendes Geräusch, Rollen u. s. w. „Nu zieht der Ofen gut; nu is so'n Gebuller drin.“ — „Das war 'n schweres Gewitter; so'n Gebuller, als ob die Welt untergeh'n sollt'.“

gefährlich, empfindlich, ängstlich.

Gelegenheit, f., die Wohnung, der Wohnort. „Wer so'ne gute Gelegenheit hat, wie Sie, was fehlt dem?“

Gepranzel, n., das beständige, lästige Reden. „Zimmer und immer dies Gepranzel! Einem reißt zuletzt die Geduld.“

Gequeck, n., Schweine, Schafe, Vieh u. dgl.

Gerar, n., das laute Weinen und Schreien. „Als ich an der Brüd' war, hört' ich schon das Gerar. Daß sich der liebe, allmächtige Gott erbarm', — was sind das blos für Kinder!“

gescheere,

gescheeren,

} gescheuert.

Geschrucht, n., das Geschrei.

Gesperr, n., die Dachsparren.

gespreect, gespreitet, ausgebreitet.

- Gewih**, n., das Klagen und Weinen.
Geziffer, n., das Ungeziefer.
Glafer, m., die Libelle.
Glizacker, m., Schimpfwort.
glupfch, (nicht nur unfreundlich, f. I. Th., sondern auch) versteckt.
gnappen, schnappen.
gnarren, murren, knurren.
gnidern, unterdrückt lachen.
Gnubbel, m., |
Gnutsch, m., | der Kloben Holz u. dgl.
Goldemmerchen, n., Ranunculus acer L.
goll, galt.
grauzen, weinen.
Grapeneisen, | zwei in Bügelform in einander gehängte Haken,
Grapenhaken, | zum Abheben des Kochgeräths (mit Ohren).
Grick, f., Fagopyrum esculentum Mnch.
Großche, m. u. f., der Großvater, die Großmutter.

H.

- Haarzeug**, n., Geräth zum Zurechtklopfen der Sense.
Hacks, m., der leichte Schlag, die Beleidigung.
hacken, leicht schlagen, beleidigen.
Haha, f., die Wiege, das Kinderbett.
Hahnchenbrod, n., f. „In der Küche.“
Halbbruder, m., der Vetter, der Stiefbruder.
Halbchwester, f., die Cousine, die Stiefschwester.
Hammbolz, m., f. Haarzeug.
Hamsch, m., der Bissen.
Hansenbrod, n., f. „In der Küche.“
hellig, durstig, erhigt, erschöpft.
Herrgottsfuhchen, n., Coccinella septempunctata.
hiel, hielt.
hinfullern, (sich), sich hinwerfen und umherrollen.
hinschlagen, hinfallen. „Der schlug Ihnen doch so in die Stub'
 hin, daß er wie todt da lag.“

Hock, m. und n., die für das Vieh eingezäunte Stelle. „In jenem Hock haben doch nicht alle Kälber Platz?“

Hockling, m. und n., junges Vieh.

höcher, höher.

Hofmann, m., Kämmerer (auf dem Lande.)

Hogen, die Hohen, die Herrschaften.

hohe Mieth', f., s. Wohnung.

Hollott, n., das wüste Treiben.

Homann, m., Kämmerer (auf dem Lande.)

hорchen, hören.

Hulspack tragen, auf dem Rücken tragen.

Hupphupp, m., der Wiedehopf.

I. (i.)

in Einem weg, fortwährend.

I. (j.)

jappen, schnappen.

jandern, wehklagen.

juchheien, laut rufen, jubeln, singen.

K.

Kabat, f., die schlechte Wohnung.

kaduck, müde, bedrückt.

Kalubb, f., das schlechte Haus.

Kapitz, f.

Kapitzchen, n., { die Spitze.

Karbatt, f., { der Webstuhl. „Gätt' ich man erst die Karbatt

Karwatt, f., { aus der Stub' raus!“

Karwei, n., das Gezänk, der laute Streit.

Kassiser, m., ein polkaartiger Tanz.

Katism, m., der Katechismus.

Kaul', f., die Grube.

Keichelholz, n., die Holztheile, welche die Dachsparren zusammenhalten.

Keilpogg, f., der ganz junge Frosch.

Kimpf, m., der untere Bodenrand an der Wassertonne u. s. w.

Kiven, m., großes Faß.

Klackfen, Klackfen.

Klamm, feucht.

Klaun, n., das Knäuel (Garn).

Klecter, m. und f., die unordentliche Person; Erdklümpchen u. s. w.

Klemmhand, f., so viel, wie man in einer Hand halten kann;
z. B. eine Klemmhand Erbsen.

Klimp, f., die Kuh.

Klinkewipper, m., der Bettler.

Klippchen, n., ein Kinderspiel.

Kloßfork, m., der Holzpantoffel.

Klumpen, die Holzschuhe.

knaastern, knarren. „Sieg' still! — knaaster' nich so mit dem
Bettstell!“

Knast, m., alter Mann.

knicken, klappen, abrechnen, fertig sein.

Knoppen, Knospen.

knubblig, dick, ungeheicht.

Knups, m., eine Anzahl, eine Menge z. B. Geld.

Koddaken, alte Strümpfe.

Kodderci, f., die Lumperei.

Koländer, m., soll heißen „Selgoländer“: ein Hut, der bis 1860—70
von den Frauen und Mädchen getragen wurde; von Pappe,
mit Rattun bezogen, das ganze Gesicht von beiden Seiten
und oben schützend.

Kommunic, f., die Gemeinde, die Gegend. „Früher blieb man
in der Kommunie; oder (aber) heut' is Alles anders; heut'
is der ganze Welttheil verändert.“

Koſchit, m., / der stockartige Theil an den früher gebräuchlichen

Koſchitz, m., / Zochen (Pflügen).

Kramassen, Sächelchen, Flicker u. s. w.

Kreuznessel, f., *Scrofularia umbrosa* Du Mortier.

Krintewinte, Ausflüchte, nichtige Antwort.

Krunf, n.,

Krunfchen, n., / ein Kinderspiel.

Krus, m., der Krug mit Deckel.

Krusch, f., die wilde Birne.

kuddlig, fraus, wirr, unordentlich.

künstlich, in Kunstfertigkeit bewandert, geschickt.

Kujar, f. die kleine Kiefer.

kujintern, leiden.

Kulli, n., }
Kullin, n., } Kinderspiel; kleines Rad.

Kumst, m., der Kohl, das Sauerkraut.

Kupscheller, m., der Händler mit Pferden u. s. w.

kurren, girren, krächzen u. s. w. „O je, nu kurre die Hühner
 so sehrchens; wer weiß, wem's Tod sie sehen!“

Kußel, f., die Kiefer.

L.

längs dem Wind, weit dahin. „Früher wußt' ich das Alles,
 oder (aber) nu hab' ich's vergessen; nu is das all längs
 dem Wind.“

längs der Welt, überall, um die Erde herum. „Man muß
 sein Theil arbeiten; wenn man längs der Welt geh'n
 wollt', — arbeiten muß man!“

lakomisch, leckrig, gierig. „Es is 'n guter Hund, oder (aber)
 sehr lakomisch.“

leeft, läuft.

lehnen, leihen.

Leibend, f., die Leinwand.

Leischak, m., der Faule, der Nichtsnuzige.

leischafig, faul, nichtsnuzig.

Lojander, m., Nerium L., Oleander.

M.

malleeren, mißglücken. „Dies Jahr malleert uns sehr viel in
 der Wirthschaft.“

Manist, m., der Mennonit.

Martin', m., der Martinstag, Martini, 11. Nov. (Ziehtag).

Matsch, f., das Aufgeweichte.

matschig, aufgeweicht.

Mauchen, n., der Pulswärmer.

Mieter, m., } der im Wachsthum und Wohlbefinden

Mieterchen, n., } Zurückgebliebene.

mihhaft, weinerlich, empfindlich.

mucksen, athmen (?). „Der muckst noch einmal zu; dann war's aus mit ihm.“

Müding, f., die Ermüdung.

Muschkebad', f., brauner Streuzucker.

N.

Hayberr
nabern (sich), sich neckisch unterhalten. ? *ist vereinzelte*
näger, näher.

Nuscht, ein Mittel aus der Apotheke, welches man den Schweinen giebt, wenn sie nicht freßen wollen.

O.

Ouband, m., der Unbändige (scherzhaft gemeint.)

ordinär, leutselig.

Otschen, die Neuglein.

Dr-Kroy, a. d. Volksmedizin.

P.

Päsker, Gemüse.

paichen, zu Grunde gehen.

paßeln, umherwirthschaften.

per muß, mit Gewalt.

Pferdskopf, m., ein früher von Frauen und Mädchen getragener Hut, der vorn zugespitzt sein mußte.

pieperlings, schnell fließend, d. h. nur eine geringe Menge Flüssigkeit.

pisaken, peinigen.

Plag', f., feuchtes Wiesenland. „Dreibatt wächst Ihnen am liebsten auf Plagen am See, so mang Futter.“

Plas, m., ein Gebäck. *Kopfen 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100*

Plasfittel, m., Einer, der gern in der Nachbarschaft umherläuft.

Plasmeister, m., der Hochzeitsbitter, der Brautführer.

Pleester, n., der Grobe, der Ungeheißte. *Ein y. immer da*

pleestrig, grob, ungeschickt.

plempfen, schlagen.

Plickchen, n., eiserner Stift ohne Kopf: zum Cinnageln in Stiefel-
Absätze u. s. w.

Plieraug', f. und n., das trübe, franke Auge.

Pocken=Spicken, n., das Impfen. „Zum Pocken=Spicken fehlt
der Emma ein Kleid, denn mit dem alten Rock kann sie
doch nich über die Grenz' geh'n.“

Pogisten (die), das Aeußerste. „Bei dem muß immer Alles bis
in die Pogisten geh'n.“

posswillen, bereit sein, dem eigenen Willen entsprechend.

Post, f., der Wegweiser; das Kirchhofsdenkmal. (Auch ein ge-
wöhnliches Grab-Kreuz trägt diese Bezeichnung.)

Pracherei, f., die Bettelei, die Armseligkeit.

prachern, betteln.

Prassel, n., Möbel, Geräthe u. s. w. *Prasseln*

Predull, f., die Rathlosigkeit, die Verlegenheit.

Pugisten, s. Pogisten.

Pungel, n., das Bündel. „Reiche, das sei'e feene Blütke; das
is man blos 'n Pungel Rupe (Raupen).“

puscheien, }
puschen, } streicheln, lieblosen.

Q.

quabbig, feucht. „Gott's neunz'ges! — is die Wies' mal quabbig!“

Quarder, m. und n., Pashstreifen am Kleidungsstück.

R.

Rappfen, Einfälle.

razenfahl, ganz fahl, ganz leer.

raumer, geräumiger, breiter.

rippen (sich), sich rühren.

Röchelchen, n., der (quarrende) Frosch.

Roschbock, m., wol nicht „Rehbock“ (s. I. Th.), sondern will-
fürliche Bezeichnung.

ruddeln, rollen, reiben.

rumfuchien, umherjagen.

- rumklaren**, umherrühren.
rumnußeln, unsauber und unnöthig umherwirthschaften.
rumschäffern, in der Wirthschaft thätig sein.
rumsechten, umherlaufen.
rumchlaffen, träge umhergehen.
rumspioniren, umerspioniren. „Der Kater is noch jung, oder
 (aber) er muß schon überall rumspioniren.“
rungenfaul, sehr faul.
Runkelbeere, f., *Vaccinium uliginosum* L.
Rup', f., die Raupe.

S.

- schäffern**, in der Wirthschaft thätig sein.
Schäffersche, f., die Wirthschafterin.
Schärf, f., die Schärpe.
Scherbel, m. und n., der Scherben.
Schiefschedecker, m., der Schieferdecker.
Schirbel, m. und n., der Scherben.
Schitting, f., die Betteinschüttung, die Hülle zu den Federn.
schlarren, gehen, ohne die Füße viel zu heben.
Schlengtuch, n., das Halstuch.
Schliddern, n., ein Kinderpiel.
schliedern, schleudern.
schlimm, erzürnt.
schloweiß, außerordentlich weiß.
Schnieksedof', f., die Tabaksdose.
Schokai, n., das laute Reden.
Schoppen, m., der Raum unterm Dach, wo Heu, Stroh u. s. w.
 aufgespeichert werden.
icho runter, Zuruf an die Hühner u. s. w., um dieselben zum
 Hinunterfliegen zu veranlassen.
schott, schüttete.
Schranik, m., *Tagetes patulos* L. (s. II. Th.)
Schützchen, n., das Weberchiffchen.
schuften, tüchtig arbeiten.
Schupps, m., der Ausguß (die Schnauze) an einer Kanne u. s. w.

Schuschelkopf, m., unordentliches Haar.

Schwarz, f., die dunkle Wolke.

Schwein, m., die Ohnmacht.

Schweinepelz, m., Schimpfwort.

Schwiemel, m., die Betrunktheit.

Schwolst, m., { die Geschwulst.

Schwulst, m., }

sehre, große, „So sehre Sit'.“

seiern, unschön singen.

sonn, saun.

so so, an und für sich. „Ich dacht', der Schuh wär' mir aufgeplatzt; oder (aber) nei, der is so so groß.“ — „Der Herr is so so stolz, un nu fängt er noch an, 'ne Brill' zu tragen.“

spicken, stoßen, stechen.

Spiznickel, m., s. I. Th. „Hochzeitsgebräuche.“

Sprock, m. und n., dürres Holz, aufzulesendes Holz im Walde.

stappen, die Füße vorwärts bewegen. „Mei Gottche, der wird dem (ersten, vollendeten) Jahr noch nich entgegen geh'n; der stappt ja noch nich mal.“

stieb, steif.

Stein geben, anspornen.

stiep, steif.

Stober, m., der große Holzkloß (zum Brennen).

stoff, kurz und hart. „In diesem Jahr is der Weizen so stoff, daß Einem die Händ' beim Binden weh' thun.“

Streimel, m., das kleine Stück, der Streifen.

Streppzureri, f., die Anstrengung.

Striemel, m., das kleine Stück, der Streifen.

stuken, stauchen, stampfen. „Na, die Wäsch' is wieder nich gut gestuft.“

I.

tagger, tüchtig, rüstig.

Tallchen, n., ein Maasß beim Weben. Ein Tallchen Garn hat sieben Gebinde; das Gebinde von einer kleinen „Weef“ hat zweiundvierzig, das von einer größeren vierzig Fäden.

Teeisch, f., Schimpfwort.
Tiffert, m., der Täuberich.
toltern, sich ungeschickt bewegen.
toltrig, ungeschickt.
toricht, wagte.
trecken, ziehen.
Tromm, f., der Verdeckwagen.
Trusch, f., das weibliche Kaninchen.

Wüßsch - Kaninchen
 u.

über Eins, übereinstimmend, zusammentreffend. „Sie is noch nicht über Eins mit der Sach'; un sie red'ten doch schon, daß es längt hätt' sein sollen.“

überichelbern, überlaufen (Flüßigkeit). „Ich erschraf Ihnen so sehrchens; ich stieß blos 'n bischen an den Tisch an, un da schelbert' die Supp' gleich so über.“

Uebersetzung, f., Vernachlässigung einer Krankheit.

ümlangß, in der Umgegend.

umglippen, schief gleiten. „Seh' doch nich auf dem schmalen Steg! Dir wird noch der Fuß umglippen.“

Unband, m., der Unbändige (scherzhaft gemeint).

Undibus, m., der Omnibus.

B.

verältern, altersschwach werden.

verbochten, zermöhlen. „Erbarmt Euch! — wie habt Ihr wieder die Betten verbocht'!“

verbrechen, durch Heben verrenken.

vergischt, außer Athem.

Verhoff, m., die Hoffnung.

verirren, irrsinnig werden.

verjachern, außer Athem kommen durch Tanzen u. dgl.

verklamen, vor Kälte erstarren.

Verlaß, m., die Zuverlässigkeit, die Bürgschaft.

Bermach, n., die Abtheilung, die kleine Stube, die Kammer.

verpficken, mit eisernen Stiften (ohne Köpfe) Stiefel-Abfäße
u. s. w. festnageln.

verrußcheln, in Unordnung bringen. „Dein Haar ist verrußchelt.“
— „Nei, ich sag' blos, — über den Bengel! wie hat er
mir blos die Gardinen verrußchelt!“

verseetzen, aufseuzen.

W.

Wälding, f., die Waldung.

Wassermuth, f.,

Wassermutsch, f., Bezeichnung für im Wasser lebende Insekten.

Wassermutter, f.,

weimern, flagen.

were, werden.

Widerpiel, n., das widrige Geschick, der böse Zufall.

Windlatich, f., ein Theil des Hemdärmels (unter der Achsel).

Wischkoll, n., der Kragen, das Genick. „Na wart', Du Kreet!
Jest nehm' ich Dich am Wischkoll und schlag' Dich kurz
und klein.“

3.

zecken, zucken, zupfen. „Wir zeckten Woll' zum Spinnen.“

zerfoddern, zerreißen.

zerplisern, zerzausen, zerzupfen.

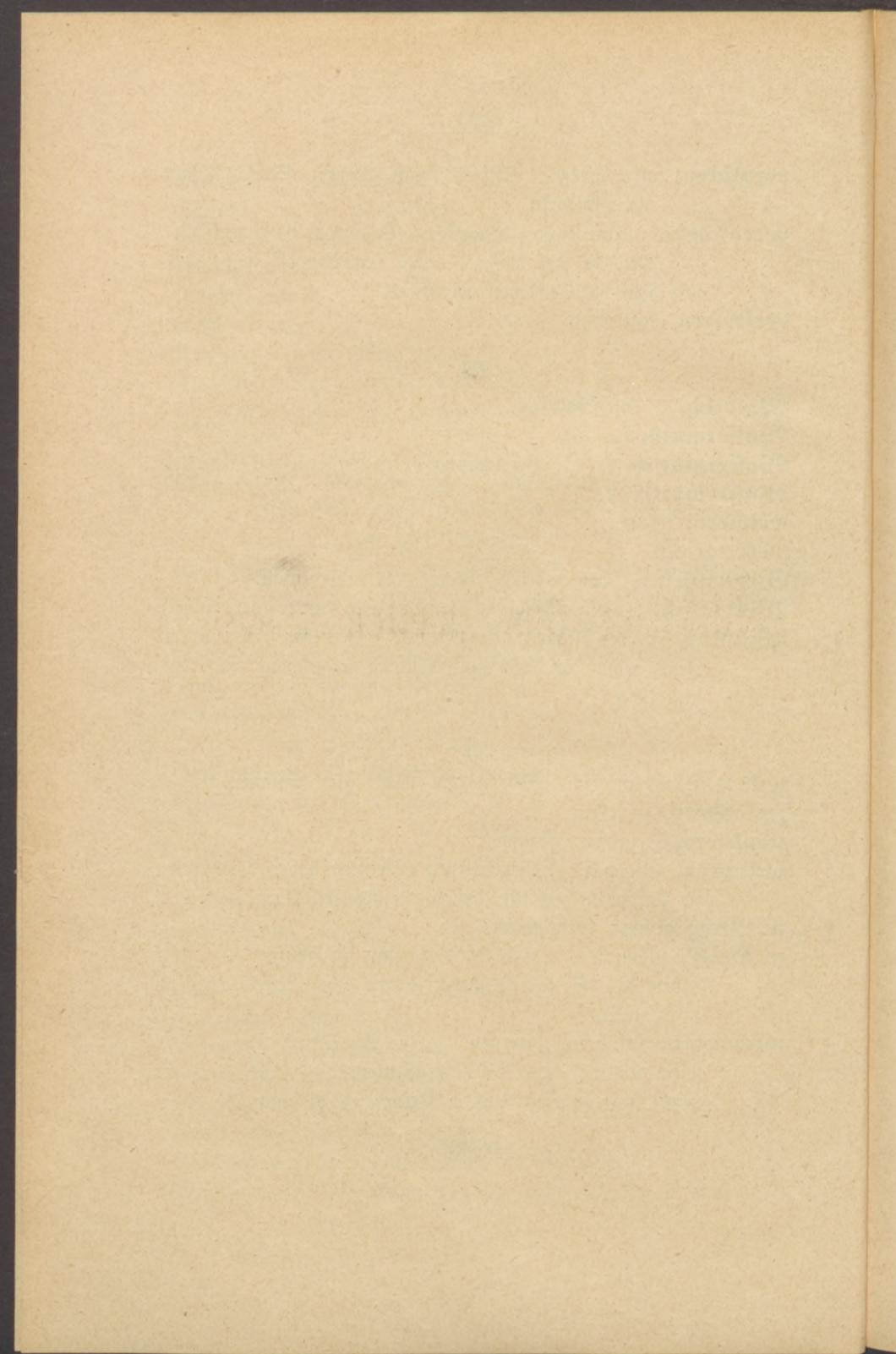
zerspicken, zerstechen. „Den Kleinen (Kleinen) haben die Mücken
im Gesicht so zerspickt, daß er wie bunter Kattun aussieht.“

zu Asche gehen, verbrennen.

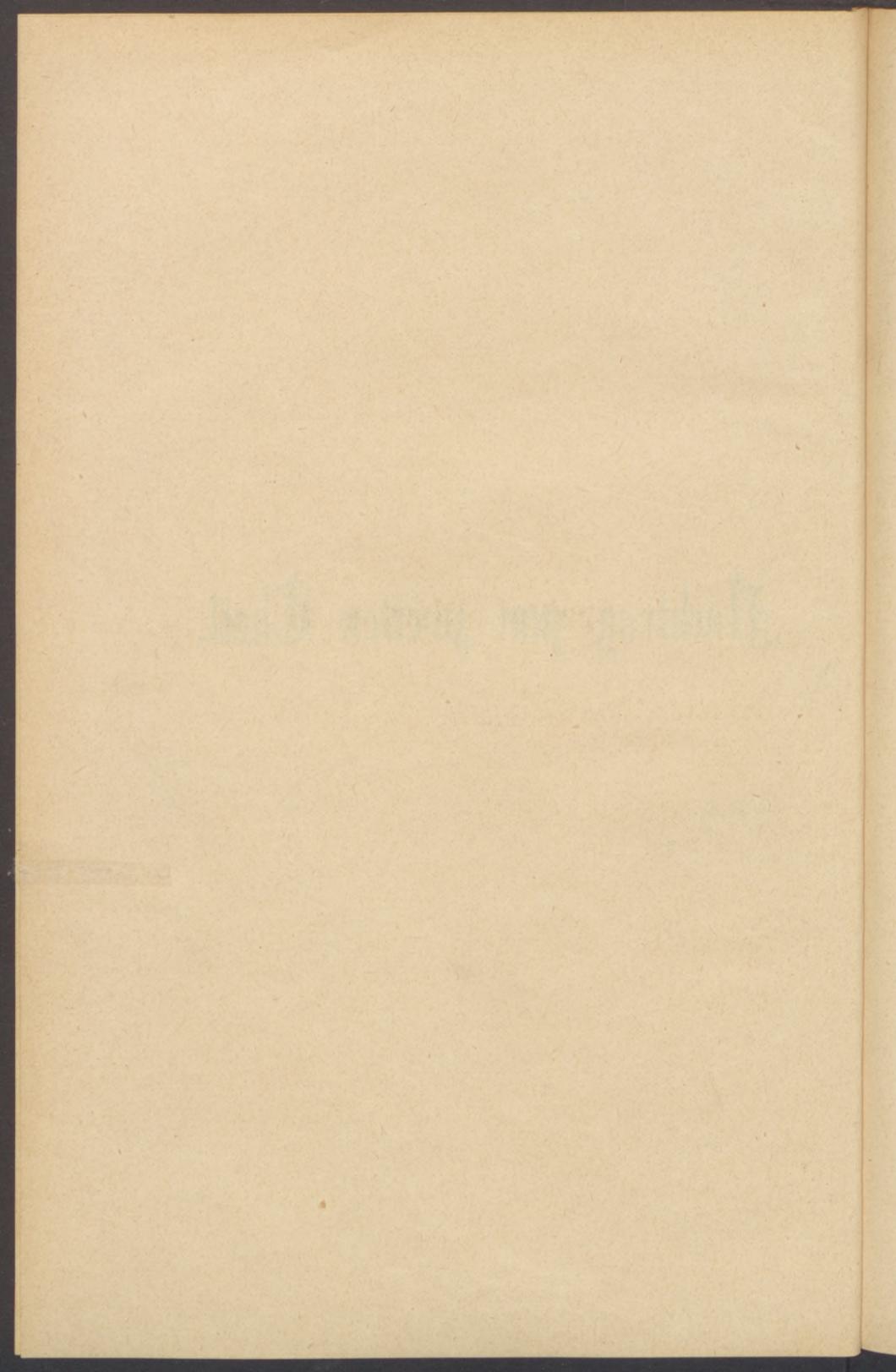
zu Hauf', zusammen. „Die Hand riß mir zu Hauf'.“ — „Wir
haben das so fest gemacht, damit das Gestell nich zu
Hauf' fällt.“

zuschauzen, zuführen, besorgen. „Ja, Du Trin', Du, — Du
wirst mir wol was Gut's zuschauzen!“ — „Ich sagt', er
möcht' mir für die Kuh 'n Kaufmann zuschauzen.“



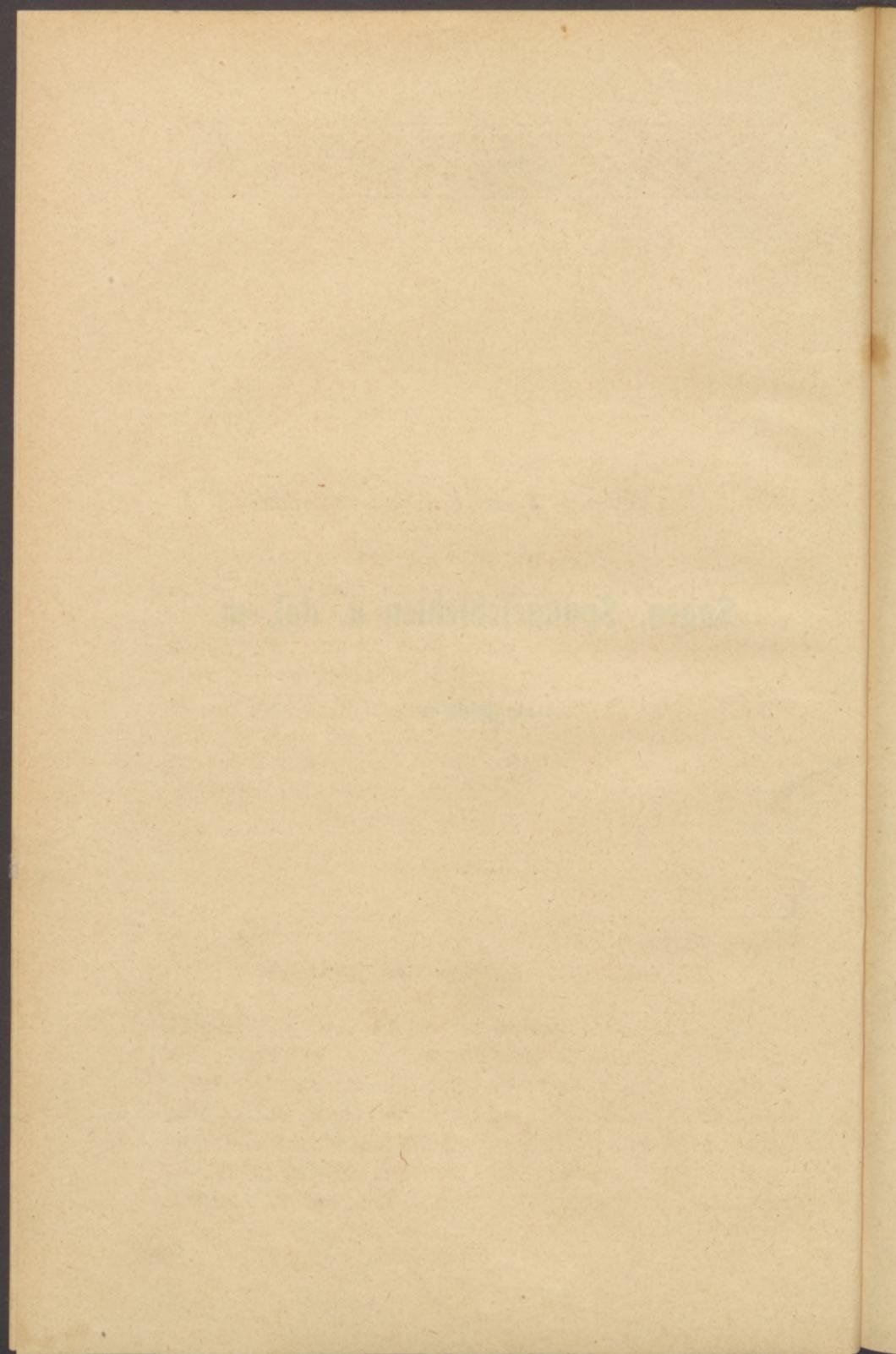


Nachtrag zum zweiten Theil.



Sagen, Spukgeschichten u. dgl. m.







Die schwarze Dame auf dem Geserich.

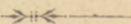
Da fuhr mal ein Mann mit seinem Kahn über den Geserich; und mit Eins stand eine schwarze Dame vor ihm, und die bat ihn flehentlich, er möchte ihr doch ein Bund Schlüssel abnehmen und drei Tage hinter einander auf diese Stelle kommen. Während sie vor ihm stand, war ein ganz furchtbarer Sturm, und dem Mann wurde himmelangst; aber er versprach, wieder zu kommen. Zu Hause erzählte er Alles seiner Frau, und das war nicht gut, denn als er am andern Tag auf jene Stelle kam, stand die schwarze Dame laut jammernd vor ihm und rief einmal über's and'remal „Nun bin ich auf ewige, ewige Zeiten verwünscht!“



Die schwarze Dame von Gr. Arnsdorf.

Ein Mann aus Barten, der damals noch ein Stückchen Eigenthum da hatte, jagte eines Abends heimlich seine Pferde über die Grenze nach Gr. Arnsdorf, damit sie sich dort satt fressen konnten; und er selber stellte sich unter einen Baum, damit ihn der Thau nicht so befiel'. Da sah er plötzlich eine schwarze Dame vor sich steh'n; die hielt ihm einen von ihren Zeigefingern vor den Mund und sagte immer: „Beiß! beiß!“ Vor Angst biß der Mann

auch wirklich in den Finger. Da bemerkt' er, wie der Finger, der auch ganz schwarz gewesen war, nun ein Endchen weiß wurde. Die Dame sagte ihm: sie sei verwünscht, und bat ihn, sich drei Abende hinter einander hier einzustellen; dann könnt' er sie erlösen, und sie würde ihn gut belohnen. Am zweiten Abend wurde der Finger wieder ein Ende mehr weiß. Und am dritten Abend war der ganze Finger weiß und die Dame erlöst. Sie muß dem Mann ungeheuer viel Geld gegeben haben, denn der zog nun nach der Niederung und kaufte sich ein schönes Gut.



Die versunkene Kirche bei Liebenmühl.

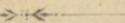
Bei Liebenmühl liegt ein Bruch, in welchem eine Kirche versunken ist. Da soll sich sehr oft eine schwarze Dame gezeigt haben; die ist aus dem Bruch gekommen, mit einem Bund Schlüssel in der Hand. Einmal hat sie gesungen: „O Haupt voll Blut und Wunden.“ In dem bischen Gewässer, das eigentlich nie ganz austrocknet, stehen Bäume; der größte Baum ist der Pfarrer, und die kleinen Bäume sind die Leute.

Manchem Menschen schon ist das Fräulein, das dort verwünscht ist, begegnet. Sie hat dann so flehentlich gebeten, sie zu erlösen. Um sieben Uhr Abends möchte derjenige doch hinkommen! Er sollte sich nicht fürchten, was auch geschähe! Es würden viele Thiere kommen und allerlei Figuren vorstellen; und jedes Thier sollte er küssen! Dann wäre das Fräulein erlöst.

Einmal hat sie auch wieder einen Mann gebeten: er möchte sich doch erbarmen und um sieben Uhr Abends an das Bruch kommen! Und er ist auch hingegangen. Da sind allerhand Thiere gekommen: Schlangen und Pögggen, Kröten und Eidechsen, Blindschleichen und weiß der liebe, allmächtige Gott was sonst noch; Alles, Alles, was auf der Welt überhaupt zu finden ist. Und das schwarze Fräulein hat dem Mann einen Flor gegeben, den er sich vor den Mund halten konnte, wenn er die Thiere küßte. Jedem

Gethier gab er einen Kuß, was er auch dabei ausstand. Aber zuletzt kam eine so schorbige Kröte von der Sorte, die ganz tief in der Erde wohnt, und gab so an und schnitt solche Gesichter und machte solche Figuren, wobei ihr die Augen aus dem Kopfe quollen, daß der Mann schauderte und um Alles in der Welt die Kröte nicht küssen konnte. Er lief weg. Da quiekte das Fräulein, das schon drei Viertel weiß geworden war, laut auf und jammerte: nun wäre sie nicht mehr zu erlösen! Ob er sich nicht erbarmen möchte? — Nein, er konnte nicht. Da schrie sie: „Auf ewig! auf ewig!“ und ging wieder in den Grund.

„Ich hätt' sie doch erlöst. Ich wäre mir einen Kreis abgegangen und hätt' mich hingeknie't und gebetet. Und dann hätt' kommen können, was da wollte. Solchen schwachen Muth hätt' ich nicht gehabt. Ich hätt' dann das Fräulein erlöst und glücklich gemacht und wär' selber glücklich geworden.“



Die Kirchenglocke in Saalfeld.

Am Michelsberg zwischen Saalfeld und Ebenau ist eine Kirche versunken in dem großen See, der früher dort war und von dem jetzt bloß noch so 'n bisschen Wasser übrig geblieben ist. Die Stelle, wo die Kirche in den Grund gegangen ist, soll schrecklich tief sein; man hat mit Stangen nachgesucht, aber die haben nicht gereicht.

Vor langer Zeit sind mal zwei Mädchen dort vorbei gegangen; und als sie so gingen, kamen ihnen zwei Glocken entgegen. „Ach“, hat das eine Mädchen gesagt, „wenn ich die eine Glocke zu fassen bekäm', dann wollte ich sie auf den Kirchhof tragen; und wenn ich sterbe, müßt' die Glocke vierzehn Tage geläutet werden!“ — Und das andere Mädchen hat gesagt: „Wenn es mir gelingen sollte, eine Glocke zu packen, dann würd' ich sie verkaufen und mir schöne Kleider anschaffen.“

Die Erste konnte richtig eine Glocke greifen und forttragen. Und jetzt hängt die Glocke im Saalfeld'schen Thurm und wird

immer geläutet. Sie hat einen Riß, aber der ist ausgebeßert. Ganz deutlich hört man sie rufen: „Anne Susanne! Anne Susanne!“ So hieß nämlich jenes Mädchen. Als die starb, sollte die Glocke geläutet werden; aber Niemand wagte es. Da ging die Glocke von selber los und läutete vierzehn Tage lang.

Das andere Mädchen konnte die zweite Glocke nicht bekommen. Die soll wohl wieder ins Wasser zurückgegangen sein. Und auf dem Wasser schwimmt jetzt manchmal ein Schlei ohne Fagel (Schwanz).



75.

Die Andacht der Todten in Gr. Samrodt.

Die Todten gehen auch in die Kirche; das ist gewiß wahr. Aber das können nur solche Menschen sehen, die überhaupt Geister sehen können.

Da hat mal ein Mann in Gr. Samrodt zur Abendzeit an der Kirche vorbeigehen wollen; aber mitten im Steg hat er stehen bleiben müssen, wie gebannt. Langsam, langsam sind die Todten vorbeigekommen; Kleine und Große, dicht bei dicht. Ganz leise sind sie durch die offene Kirchenthür gezogen. Und erst, als Alle in der Kirche gewesen sind, hat der Mann wieder die Füße heben und weiter gehen können.

„Ja, die Geister der Menschen wanken herum. Sie mögen glücklicher sein, als wir. Sie leben zumeist auf einer schönen, grünen Wiese. Darum sollen wir keine Thräne vergießen, wenn Einer stirbt.“



76.

Die Todten in der Neujahrsnacht.

In der Neujahrsnacht kommen die Todten in die Kirche. Darum ging eine Frau, der die Tochter gestorben war, in solcher Nacht in die Kirche; sie mühte (grämte) sich zu sehr um die Verstorbene. Nun saß sie da und wartete; und richtig, als es zwölf

war, kamen die Todten an. Die verstorbene Tochter war mit dabei und spielt' der Mutter die Zähne aus (zeigte ihr die Zähne); sie soll auch durch Wörter zu erkennen gegeben haben, daß sie die Mutter wiedererkannte. Auch der verstorbene Sohn von der Frau war dabei; aber der ging ruhig weiter. Oh' sich's die Frau versah, fielen die Todten über sie her. Da ist sie rasch aus der Kirche gelaufen und hat die Thür hinter sich zugeschlagen; sie gerieth nur noch mit knapper Noth in's Freie. Ein Stück vom Rock hatten die Todten ihr aber doch abgerissen; das war weg.



77.

Die Fußspuren vom lieben Gott bei Bärting.

Früher wanderte der liebe Gott öfters über die Erde; das sieht man noch ganz deutlich an den Fußspuren, die hier und da auf den Steinen sind; der liebe Gott wollte den Menschen ein Zeichen zum Andenken geben. Die Steine, die damals noch wuchsen, waren ganz weich und behielten von da an den Abdruck, ob sich Moos darüber zog oder nicht. So ist es auch bei Bärting gewesen. Es leben noch Leute, die als Kinder unter dem großmächtigen Stein gespielt haben, der so Schräg auf einem Bauerngrundstück stand und so groß war wie ein Paar Schränke zusammen. Auf dem Stein waren deutlich Gottes Fußspuren zu sehen. Nachher wurde der Stein gesprengt und hierweg und dawege verstreut. Einmal hat man darunter einen alten, griesen Topf mit Asche gefunden; sie sagten, der stamme noch von der Heidenzeit her. Ja, der Topf mußte ganz ungeheuer alt sein.



78.

Die Pfarrersfrau ohne Schatten.

Ein Pfarrer verheirathete sich. Das sonst ganz nette Mädchen hatte aber allerlei Böses mit einem Schwarzkünstler zu thun gehabt, was der Pfarrer nicht wissen konnte.

Nun gingen sie mal spazieren. Da bemerkte der Pfarrer, daß seine Frau keinen Schatten hatte. „Hör' mal,“ sagte er, „was hast Du gethan? Bekenne Deine Schuld!“

Die Frau log hin und her und sagte Nichts aus. Als aber der Pfarrer ihr keine Ruhe ließ, bekannte sie ihre Schuld.

Nun wurde der Pfarrer sehr betrübt und verstieß seine Frau. Er setzte einen Stein auf den Tisch und sagte: „Wenn Gott Dein Gebet erhören sollte, werde ich es daran merken, daß aus diesem Stein ein grünes Blatt sprießen wird. Dann werde ich wissen, daß Du Deinen Schatten bekommen hast.“ - Die Stube aber, in der der Stein stand, wurde abgeschlossen.

Die Frau ging fort und weinte und betete; doch es half Nichts. Zulezt sprach sie bei einem andern Pfarrer vor und flehte ihn an, ihr zu helfen. Dieser sperrete sie in einen finstern Raum — tief unten in der Erde — ein und reichte ihr das Essen durch eine Ritze da oben. Dort mußte sie beten.

So verging Jahr auf Jahr. Endlich kam sie heraus und sagte, sie wolle Betteln geh'n. Und sie ging auch wirklich ab. So kam sie an ihres Mannes Haus und fragte die Dienstboten, ob der Herr Pfarrer zu sprechen wäre. Nein, er wär' verreist. Nun bat sie, die Leute möchten sie doch über Nacht beherbergen. Doch das durften sie nicht. Sie bat aber so flehentlich, daß sich die Leute endlich erbarmten und sie aufnahmen.

„Laßt mich doch in die verschlossene Stube geh'n!“ bat die Frau.

Davon wollten die Leute Nichts wissen; Gott bewahr'! — in jene Stube dürfte Niemand geh'n; da wurde weder gesagt, noch Staub gewischt.

Die Frau konnte es aber nicht unterlassen, — sie sah durch das Schlüßelloch und sah, wie aus dem Stein ein grünes Blatt gewachsen war. Da war sie selig.

Nun kam der Pfarrer nach Hause und erfuhr Alles und konnte sich auch überzeugen, daß die Frau wieder ihren Schatten hatte.

Und von da an sollen sie ganz glücklich gelebt haben.

Die Pfarrestochter, die hegen konnte.

Da lebte mal ein Pfarrer, und der wußte nicht, daß seine Frau hegen konnte und ihrer Tochter Unterricht darin gab. Das Mädchen war noch nicht eingeseget, aber sie konnte schon viele Dinge hegen. Wenn die Beiden von eichenen Brettern Spähne abschälten, wurden aus den Spähnen lebendige Mäuse, die in der Stube 'rumliefen.

Eines Tages fuhr der Pfarrer mit seiner Tochter auf's Feld spazieren. „Papachen,“ sagte das Mädchen, „hier ist Regen nöthig.“

„So, meine Tochter,“ sagte der Pfarrer; „woher weißt Du, daß hier Regen nöthig ist?“

„Na, es ist doch alles so trocken; und nun fehlt Regen d'rauf.“

„Wenn Regen fehlen würd', würd' er schon kommen,“ sagte der Pfarrer; „aber das geht Dich Nichts an; Du kannst es nicht ändern.“

„Ja ich kann.“

„Liebe Tochter, wie sollte das wohl möglich sein?“

„Mir ist Vieles möglich!“ sagte das Mädchen und fing sogleich an, zu hegen. Ein Wolf erschien und bekam Auftrag von ihr; und dann lief der weg; und nicht lange darauf goß der Regen in Strömen.

Dem Pfarrer wurde doch allerhand zu Muth. Er fragte das Mädchen aus; und die sagte ihm Alles. „Ich will noch mehr von Deiner Kunst seh'n!“ sagte der Pfarrer. „Na, dann komm' mit mir in den Kuhstall!“ rief das Mädchen. Und die Beiden gingen dorthin. An der Wand hing ein langer Strick. Daran zog das Mädchen, und der Strick vergoß Blut. In diesem Augenblick hatte die Kuh, die dem Kutscher gehörte, das Genick gebrochen.

Jetzt konnte der Pfarrer sich nicht länger halten und gerieth in furchtbaren Zorn. Das Mädchen mußte Alles bekennen; auch, daß die Mutter sie das gelehrt hatte. Sogleich sollte die Frau er säuft werden; aber was nicht unterging, das ging nicht unter: die Hege kam immer wieder nach oben; und es kostete ungeheure Anstrengung, sie todt zu machen. Dann ließ der Pfarrer mehrere Dok-

toren kommen und seiner Tochter alle Adern aufschneiden, so daß sie verbluten mußte. Bevor sie aber den Geist aufgab, sagte der Pfarrer: „Meine Tochter, komme doch zu mir, sobald Du weißt, ob Du zu Gott oder zum Bösen kommst! sag' es mir doch!“

Es vergingen nur drei Tage; da erschien das Mädchen und sagte: „Papachen, auf ewig — auf ewig — auf ewig bin ich verdammt.“

Soweit hatte die Mutter ihre eigene Tochter gebracht.



80.

Der vom Himmel gefallene Leichenstein.

Kurz vor dem Kriege 1870 wurden den Menschen Zeichen gegeben. Viele haben dazumal deutlich Feuer am Himmel gesehen; und hinter Königsberg ist ein Leichenstein vom Himmel gefallen.



81.

Einmal vom Tode losgekauft.

Wir haben den Herrn N. sehr gut gekannt, der sich einmal vom Tod' losgekauft hatt'. Er hatte sich in früherer Zeit dem Teufel verschrieben, — mit Blut; und das darum, damit ihn der Teufel immer bei Geld erhielt. In seinem Haus war ein ganz schwarzes Zimmer, in das der Herr N. nur allein eintreten durfte. Und hier hatte er seine Unterredungen mit dem Teufel. Das Zimmer wurde abgeschlossen, und Niemand konnte hineingeh'n. Einmal sollte der Herr N. sterben; aber er kaufte schnell einen Mann, der an seiner Stelle sterben mußte. Als er aber später wieder seinen Tod vor Augen sah und eine Frau kaufen wollte, gelang es ihm nicht; er mußte weg (er starb).



82.

Der Böse in Pomehlen.

Mancher belacht es, wenn man vom Bösen spricht; es muß doch aber an der Wahrheit sein, denn früher hat er sich an manchen Orten gezeigt.

Da ging mal in Pomehlen ein Mann Holz stehlen; und der Herr, der dort wohnte, betraf ihn dabei und wollte die Art zum Pfand haben; aber der Mann wollte sie nicht geben. Da bekam er Prügel, daß er an der Hälft' genug hatte; und darauf ging er nach Hause.

Als es nun zur späten Abendzeit bei ihm anklopfte und ein fremder Herr in die Stube trat und verlangte, der Mann solle ihn zu einem Andern — den er ihm nannte — führen! (ich weiß aber nicht, wo der wohnte) da erschraf der Mann und dachte: nun bekäm' er noch mal Strafe; und darum wollte er nicht gehen. Doch der Fremde ließ ihm keine Ruhe; er mußte.

Wie sie nun zu dem Andern kamen, wollte der Mann rasch weglaufen; ihm war nicht gut zu Muth'. Aber der fremde Herr stieß ihn in's Haus und bezahlte ihm seinen Gang.

In diesem Hause wollten die Leute schon schlafen gehen; und der Vater hatte keine Lust, den Fremden zu sprechen; noch viel weniger, als er hörte, daß er den zum nächsten Kreuzweg begleiten solle. Es packte ihn ordentlich die Angst. Und ebenso die Töchter. Die aber waren so klug, einzusehen, daß hier nicht Alles richtig wäre; und darum steckten sie dem Vater heimlich ein Gesangbuch in die Tasche. Die Fremde ließ sich nicht abtrösten, sondern bat so lange, bis der Vater „ja“ sagte.

Er könnte mit ihm in seiner Kutsche, die draußen ständ', fahren! — sagte der fremde Herr.

„O nein!“ sagte der Mann und holte sich sein bestes Pferd aus dem Stalle. Ihm kam die Sache auch verdächtig vor.

Draußen stand richtig eine Kutsche. Aber Kutscher und Pferde waren ohne Kopf.

Fort ging's.

Als sie an den Kreuzweg kamen, schrie der Fremde: „Dein Glück, daß deine Töchter klüger sind, als Du!“ Und damit flog er durch die Luft, daß die Aeste von den Bäumen nur so knisterten und knasterten.

Da wußte der Mann, daß es der Böse gewesen war.



Das Geld unter'm Obstbaum.

Es waren mal zwei Brüder, einer reich, einer arm; der reiche hatte Geld und auch Obst, und der arme hatte gar Nichts. Nun wollte der arme Bruder mal zur Nacht zum reichen auf's Obst gehen; und seine Frau mußte ihm eine Züche (Kopfstissen-Bezug) dazu geben. Als er gerade auf einem Baum saß, kam der reiche Bruder, um unter demselben Baum ein Loch zu graben und furchtbar viel Geld in das Loch zu schütten. Der Andere sah von oben zu und hörte, wie der Bruder sagte: „Niemand weiß, wo ich das Geld hinleg'. Dir, Oberster, übergeb' ich's!“ Damit meinte er den Bösen. Aber der arme Bruder rief ihm zu: „Ist gut!“ Da ging Jener ab. Nun kletterte der Arme vom Baum und scharrte das Geld aus. Er wollte es aber noch messen und ging darum zu seinem Bruder und bat um den Scheffel. Den bekam er auch. Aber der Reiche dachte doch: Korn hat der nicht, Obst hat der nicht; was hat der denn eigentlich zu messen? Und als der Andere mit dem Scheffel zurückkam, untersuchte der Reiche den Scheffel, weil doch gewöhnlich ein Kornchen oder so Etwas vom Messen zurückbleibt. Da fand er einen halben Gulden eingeklemmt. Sofort lief er an jenen Baum und untersuchte Alles und fand, daß das Geld gestohlen war. Und der Bruder, dem er gleich die Schuld gab, tritt auch gar Nichts ab. Da wurd' der früh're Arme — der nun das Geld hatte — verklagt. Aber als der Richter ihn vermahnnte, sagte er: „Herr Richter, ich saß auf dem Obstbaum, und der Bruder rief mir zu: „Niemand weiß, wo ich das Geld hinleg'. Dir, Oberster, übergeb' ich's!“ Und ich antwortete ihm: „Ist gut!“ Na da konnt' ich's doch für mein Eigenthum ansehen und mir 'rausnehmen, soviel ich wollt'!“ Da gab der Richter ihm Recht. Und nun war's gerade umgekehrt: der Reiche war arm und der Arme reich geworden.



Der todte Hund als Geldsack.

Zwei Brüder beredeten sich mal, sie würden einen Schatz suchen; und sie wußten auch schon, wo der zu finden war. Eines

Abends klopfte der eine Bruder bei dem andern an's Fenster. „Na, wie ist's? — kommst Du mit?“ — „Nein,“ sagte der, „heut' hab' ich keine Lust.“ Da stieg dem Bruder, der draußen stand, die Boß (der Zorn) in die Höh', und er ging fluchend ab. Nicht weit davon sah er auf dem Weg einen todten Hund liegen. Den packte er und warf ihn dem Bruder in's Fenster. „Da hast!“ rief er. Und als der hinsah, war es ein Geldsack, ganz voll Geld gestopft. Na ja! nun hatte der den Schatz.

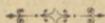
Aber so Etwas kommt heut' schon nicht mehr vor. Früher sollen die Menschen dümmer gewesen sein. Seitdem hat sich aber Vieles verändert.



85.

Die wilde Jagd bei Winkenhagen.

Bei Winkenhagen hat die wilde Jagd tüchtig gejagt. Zwei Brettschneider, die im Walde arbeiteten und auch übernächtigen mußten, hörten das Gebell' und Gejag' oft mit an. Einmal rief der Eine: „Du jagst immer! — na, gieb uns doch auch was ab!“ Am andern Morgen warf ihm Jemand ein halbes Menschenbein zu und sagt': er könnt' fortan immer Etwas abbekommen! Da erschrafen die Brettschneider und gingen zum Pfarrer nach Zäskendorf, und der Pfarrer hat denn auch Alles wieder weggebannt.



86.

Die wilde Jagd in Gr. Boyden.

Die wilde Jagd zeigt sich auch in (Gr.) Boyden, besonders im Winter, am liebsten im Knochenbruch am Wolfsgarten. Da hört man Pferdegetrappel und Hundegejäch und Peitschenknallen; aber Nichts ist zu sehen. Die Leute sagen, es sei da mal vor langer Zeit eine Jagd verwünscht worden. Nun spukt 's dort. Oft sind Kinder — die an jene Stelle gegangen sind — wie gestöbert (gescheucht) nach Hause gekommen.



Der schwarze See in Waldeuten.

Der schwarze See in Waldeuten ist jetzt beinahe ausgetrocknet, wenigstens ist er viel kleiner geworden; und mit dem ist es nicht richtig. Da gingen mal zwei Leute hin, die hießen Günther und Lange, und die wollten in dem schwarzen See Fische angeln. Sie angelten und angelten; aber sie bekamen blos lauter schwarze Pärtschen. Und ein Pärtsch war, als wär' er nur halb, denn ihm fehlt' beinahe der ganze Zagel (Schwanz). Mit Eins hörten die Leute eine Frauenstimme; die rief immer: „Usch, usch, usch!“ Und wie sie so rief, wurd' jener kurzzaglige Fisch im Netz ganz unruhig. Da kam auch schon eine Frau und fragte: „Habt Ihr nicht mein kurzzagliges Schwein gefeh'n?“ Nun aber machten die Leute, daß sie fort kamen.



Die Seejungfer in Gr. Kanthen.

Im Gr. Kanth'schen See hat sich oftmals eine Seejungfer gezeigt, — halb Mensch, halb Fisch. Da wurde denn mal ein Schwarzkünstler verschrieben, und der hat gesagt: es sei dort Alles verwünscht, und es würden zwei Stück' heraufkommen; er für sein Theil wolle nur das haben, was zu oberst ist. Schön! das sollt' er bekommen. Da ist denn zuerst ein Pferd mit gold'nem Rüstzeug gekommen. Aber der Herr, der den Schwarzkünstler verschrieben hatte, sagte: „Das ist ja mehr werth, als alles Uebrige: das könnt Ihr nicht kriegen!“ Na, — dann mög' Alles noch mehr verwünscht werden! hat der Schwarzkünstler gesagt. Und da ist Alles wieder versunken. Seitdem ist es Abends im Wasser und am Ufer immer so unruhig.



Die neun feurigen Thore.

Es ist gut, daß der liebe Gott den Menschen die Zauberei genommen hat; es geschah früher zu viel Schlimmes damit.

Da ist doch mal ein Jung' gewesen, der ging zu Ostern mit seinem Vater in den Wald und holt' ein Birkenruthchen, um seine Mutter zu schmackostern. Als er ihr nachher so über die Hand schlug, — die Finger thaten ihr wol weh', — rief sie: „Daß Du durch's höllische Feuer gehen möchtest!“

Der Junge wuchs heran und wurd' ein Mann, der sich nun verheirathen wollte.

Als der Zug zur Trauung fuhr und mitten im Walde war, verschwand mit Eins der Bräutigam spurlos. Er mußte durch neun feurige Thore reiten.

Der Vater war sehr betrübt und ließ dem Sohn im Wald ein Denkmal setzen, ein Häuschen, in dem Handwerksburschen und andere bewanderte Leute Herberg' finden konnten. Dahin kam auch mal ein Handwerksbursch, gerade, als der Sohn sich dort einstellte und betete. Sogleich meldete Jener das dem alten Vater; und der kam zu dem Häuschen. Er fragte den Sohn, ob er denn nicht irgendwie zu erlösen wäre. „Nimmermehr! nimmermehr!“ sagte der Sohn; „es ist zu schwer.“

Dies hörte die Braut, und sie wollte durchaus wissen, wie die Erlösung möglich sei. Da erfuhr sie, daß derjenige, der den jungen Mann erlösen wollte, durch neun feurige Thore reiten müßte.

Das wäre ihr ganz gleich! sagte sie. „Verbrenne ich, so verbrenne ich!“

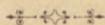
Und nun ging sie zu dem Bräutigam, und die Beiden ritten durch die neun feurigen Thore. Es schadete ihnen rein Nichts, und der junge Mann war erlöst. Ja, die war treu.



Die Spinnerin im Monde. II.

Da oben im Mond sitzt ein Mädchen mit ihrem Spinnrocken. Die war so sehr faul, als sie hier noch auf der Erde lebte; nun hat sie ihre Strafe bekommen. Die Fäden, die in der

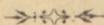
Luft fliegen, stammen von ihrem Gespinnst. Ehe der Sommer anfängt, und wenn er zu Ende geht, wirft sie das Gespinn'ne 'runter; im Frühjahr grad' nicht sehr viel, aber im Herbst ist sie fleißiger.



91.

Die Erbsen.

Auf jeder Erbsen ist ein lateinisches A ganz deutlich zu lesen. Das kommt daher: Abel war ein Ackersmann, und gerade bei seiner Arbeit wurd' er von Cain erschlagen.



92.

Die Roggenähren.

Das haben wir allein der Mutter Gottes zu danken, daß überhaupt noch Roggenähren sind.

Früher waren die Roggenähren viel größer, als jetzt; sie reichten bis zur Erde, und Stroh gab es nicht. Aber die Juden wurden so übermüthig, daß der liebe Gott zur Strafe anordnete: es sollten gar keine Ähren mehr sein.

Da ging gerade die Mutter Gottes über die Felder; und als sie hörte, was Gott sprach, wurd' sie sehr betrübt und bat, der liebe Gott möge sich doch erbarmen und wenigstens so viel Korn wachsen lassen, daß Hund und Rabe genug hätten.

Der liebe Gott ließ sich erbitten und sagte: es sollten fortan so große Ähren wachsen, wie Maria mit ihrer Hand umfassen könnte. Und nun sind die Ähren auch nur so lang, wie eine Hand.

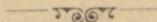


93.

Die Espe.

Als der liebe Gott mal durch den Wald ging, sagte er zu den Bäumen: wer sich nicht vor ihm verneige, der müßte Strafe zahlen!

Die Espe that es nicht; und zur Strafe muß sie nun Tag und Nacht zittern.



94.

Die Rohrdommel.

Die „Rohrdromm“ schreit wie 'ne franke Kuh; aber die Leute sagen, ihr Geschrei hat Etwas zu bedeuten. So vielmal wie sie ruft, so viel Mark (früher Gulden) wird der Scheffel Roggen in demselben Jahre kosten. Sie ruft nicht bei Tag, sondern wenn's dunkel ist, und immer so in Absätzen, — viermal oder fünfmal oder wie's sonst ist.

95.

Der Kreuzvogel.

Als der Herr Jesus am Kreuz hing, fühlte er, wie Etwas an seiner Hand pickte. Und als er hinsah, sah er ein kleines Vogelchen; das wollte ihm die Nägel ausziehen. Davon hat nun das Vogelchen den Namen Kreuzvogel bekommen.

96.

Der Storch im Klee.

Es ging mal ein Storch im Klee, recht, als der so im schönsten Wachsen war. Nicht weit davon arbeiteten ein Paar Männer, und die ärgerten sich über den Storch, denn sie dachten, der müßt' dort viel zertrampeln. Na, nun ging denn Einer nach dem Dorf, und holte eine Trage und setzte sich darauf; und zwei Männer trugen ihn, währenddeß Jener mit einer furchtbar großen Peitsche um sich schlug. So ging's vorwärts, immer dem Storch hinterher, immer weiter durch den Klee. Man kann sich denken, wie verrückt das aussah, und wie der Klee zugerichtet wurd'.

„Das muß beinah' gelogen sein; so fürchterlich dumm ist doch kein Mensch. Am Ende stellt's wohl nur ein Beispiel vor.“

Die geizige Bäckersfrau.

Der Herr Jesus trat mal in einen Bäckerladen und bat um Brod. Die Bäckersfrau wollte gerad' backen; da sie aber geizig war, hatte sie nicht rechte Lust, Etwas abzugeben.

Na, sie sollte ihm doch wenigstens ein Plätzchen backen! bat der Herr Jesus.

Dazu war sie denn auch endlich bereit. Sie legte ein kleines Stückchen Teig auf den Heerd. Doch aus dem kleinen Stückchen wurde ein furchtbar großer Plätz. „Nein, der ist zu schade für Euch!“ jagte die Bäckersfrau; und dabei legte sie ein anderes Stückchen Teig auf den Heerd. Aber auch diesmal wurde es wieder ein großer Plätz. „Der ist ebenfalls zu schade für Euch!“ jagte sie; und damit legte sie das dritte Stückchen Teig zum Backen hin. Nun wurde ein Brod daraus. „Das ist erst recht zu schade für Euch!“ jagte sie. Als sie aber das vierte Stückchen Teig backen ließ, blieb das so klein, wie es gewesen; d. h. es wurde ein ganz kleines Plätzchen.

Da rief der Herr Jesus: weil sie so geizig sei, sollte sie als Holzhacker (Specht) mit einer rothen Kappe durch den Wald fliegen!

So war sie verwandelt und flog in den Wald und hackt nun an den Bäumen herum; und die Leute nennen sie Holzhacker.

Das rothe Kappchen stammt daher, daß die Bäckersfrau an jenem Tage gerade ein solches getragen hatte.



Das Andenken-Holz zwischen Kunzendorf und Pr. Mark.

Nun weiß Mancher nicht mehr die richtige Stelle da an dem Weg zwischen Kunzendorf und Preuß. Mark; aber wir alten Leute haben's noch erlebt, wie das Holz zum Andenken hingeworfen wurde; manchmal war's schon ellenhoch. Wer vorüber kam, der legt' ein neues Astchen oder 'n Knüppel oder sonst 'n Stück Holz hin. Mancher, der da wußt', daß er hier vorüberkommen müßt', nahm sich schon von Hause Holz mit; Mancher lief weit in den Wald hinein,

um ein Spierchen (winziges Stück) Holz zu holen und es hinzuwerfen. Das war so'n Gebrauch von alter Zeit her; mein Gott es hätt' sich doch Niemand vorbeigewagt, ohne es zu thun. Hin und wieder stahl Einer den halben Haufen oder beinah' den ganzen; na, der wußte wohl nicht Bescheid oder war so frech, daß ihm Alles Eins war. Das Ganze geschah, weil da mal ein armer Handwerksbursch umgebracht worden war. Mit der Zeit aber hörte es auf.

99.

Das hohe Gras in Gr. Hanswalde.

In Gr. Hanswalde wurden mal zwei Leute von einem Mann beim Fischen betroffen. Der Mann rief sie an; sie antworteten nicht. Als er dreimal gerufen hatte, schoß er und traf Einen. Und der starb. Und auf der Stelle — so recht auf 'ner Wiese — wuchs so'n hohes Gras, wie Strauch; sehr hohes, hohes Gras, — blos allein auf dieser Stell', da, wo das Blut gestossen war. Wenn das Gras abgehauen wird, wächst es immer gleich wieder sehr, sehr hoch. Und dabei bleibt's.

100.

Die Seele.

Wenn der Mensch stirbt, so verläßt ihn die Seele; das ist ganz deutlich zu sehen. Der letzte Odem, den der Mensch ausstößt, ist ein blauer Strahlen: das ist die Seele. Weiß der liebe Gott, wo sie bleibt! Wahr ist's; manch' Einer könnt's bezeugen.

101.

Tausend Jahre und nicht tausend.

Ehe das zweite Tausend, das wir schreiben, zu Ende ist, wird die Welt vergehen. Das erstemal ging die Welt zu Wasser unter; das zweitemal wird es mit Feuer gescheh'n. Damals hatte Gott dem Noah gesagt: er solle ein Schiff bauen und immer ein Männlein und ein Fräulein von Allem, was da lebt, von allen, allen

Thieren zu sich nehmen. Das Uebrige muß' vergeh'n. Aber davon war nachher die Luft so erbärmlich schlecht geworden; es war ein schrecklicher Geruch entstanden; und darum beschloß Gott, das nächstemal es anders zu machen. In den Wäldern ist es am deutlichsten zu seh'n, daß die ganze Erde mal unter Wasser gestanden hat, denn die Bäume sind auf Beeten gewachsen, und die Beete stammen noch aus der früheren Ackeri her. Als bei der Sündfluth die Menschen verkamen, war Niemand zum Beckern da. Nach und nach fanden sich die Bäume; Gott sä'te sie selber dorthin. Nun ist es immer so weiter gegangen; wenn aber die Menschen mit allen Erfindungen fertig sein werden, wird die Welt wieder vergeh'n, denn es steht geschrieben: „Tausend Jahre und nicht tausend.“ Wir sind aber bald soweit.

102.

Das Buch Sirach.

Das Buch Sirach ist nicht mehr in der Bibel, und das ist deshalb, weil Sirach gesagt hat: wer die Bibel von Anfang bis Ende durchlesen will, der wird damit in seinem Leben nicht fertig; denn da steht Alles, wie die Welt entstanden ist. Wenn wir armen Leute das lesen wollten, dann behielteu wir keine Zeit zur Arbeit und müßten vergeh'n.

103.

Die Untererdchen, die Mehl stehlen.

Da war mal ein recht wohlhabender Mann, dessen Wirthschaft sichtbar vorwärts kam; Alles gerieth und war in Ordnung. Nur wenn der Mann Mehl von der Mühle holte und es zu Hause noch mal nachmaß, dann mußte er sich immer so ärgern, denn es fehlte immer ein ganzes großes Maas.

Einmal, als er so'n bischen angetrunken von der Mühle kam, setzte er den Sack Mehl in die Stube und warf sich auf's Bett. Es dauerte nicht lange, so kam es unter dem Ofen hervor: lauter kleine Leutchen, lauter Untererdchen. Der Mann sah es ganz deut-

lich; er that aber so, als ob er schlief, und schnarchte, was er konnte. Da sah er, wie die Leutchen sich Mehl einsackten und den großen Sack nachher wieder fest zubanden. Und dann huschten sie wieder unter dem Ofen in die Erde. Jetzt wußte der Mann Bescheid. Weil er aber den Untererdchen den Willen that (sie gewähren ließ), gedieh seine Wirthschaft auch weiterhin ganz wunderschön.



104.

Das Untererdchen im Pferdestall.

Einem Bauern gediehen die Pferde so sehr gut. Sie waren immer gut im Stande und sahen blizend blank aus. Aber Niemand — selbst der Bauer nicht — wußte, wie das eigentlich zuging.

Da geschah es eines Tages, daß der Bauer in der Nähe des Pferdestalles ein kleines Jungchen, ein Untererdchen, traf. Zuerst wundert' er sich doch über das Jungchen; aber bald war ihm Alles klar; nun wußte er, wer die Pferde so gut gehalten hatte. Weil aber das Jungchen so zerrissene Kleider angehabt hatte, ließ der Bauer ihm einen neuen Anzug machen und hing den an die Kaufe im Stall.

Das Untererdchen kam nach wie vor. Als es aber die neuen Kleider sah, schrie es laut auf und weinte bitterlich. „Nun hat mich mein Herr abgelohnt!“ rief es und verschwand, um nie wieder zum Vorschein zu kommen. Und die Pferde verwahrlosten zusehends.



105.

Die Taufe bei den Untererdchen.

Ein Dienstmädchen hatte die Gewohnheit, den Milcheimer und das andere Milchgeschirr über dem Heerde auszuspülen; und wenn so ein Restchen Milch drin übrig geblieben war, so goß sie es in ein Kaulchen, das da am Heerde war.

Eines Tages krabbelte sich ein ganz, ganz kleines Mannchen unter dem Heerde hervor und redete das Mädchen an. Es sei ein Untererdchen und käm' im Auftrag der jungen Frau, deren Kindchen mit der Milch gefüttert worden wär', die das Mädchen immer

in das Kaulchen gegossen hatte. In diesen Tagen sei die Taufe; und die Untererdchen ließen doch schön bitten, das Mädchen möchte zu ihnen kommen und einen Patherstand übernehmen. Das Mädchen erschrak und verredete es vorläufig. Dann lief sie zum katholischen Pfarrer und bat den um seinen Rath. Der Pfarrer sagte: es wäre schlimm, so Etwas abzuschlagen; doch das Schlimmste wär', daß — wenn das Mädchen zu den Untererdchen gekommen — diese so überaus freundlich und angenehm sein würden, daß das Mädchen gern länger dableiben und sich gar am Ende noch umsehen möchte; und das Umsehen wär' gerad' das Aller schlimmste.

Doch als der Taustag heranrückte, erschien das Untererdchen und bat so sehr, daß das Mädchen es nicht über's Herz bringen konnte, nicht mitzugehen. Sie sah, wie sich am Heerde die Erde aufthat, und ging dann mit dem Untererdchen eine Treppe hinunter; und währendes schloß sich wieder der Boden da oben.

Bei den Untererdchen war es sehr schön und feierlich. Und Kuchen und anderes Essen wurde aufgetragen; und Alles war reichlich vorhanden. Das Mädchen dachte aber immer an das, was ihr der Pfarrer gesagt hatte, und wünschte, sie wäre erst wieder zurück. Doch allein konnte sie den Weg nicht finden. Zuletzt, als sie so bat, haben sie ihr wieder nach oben geholfen.



Die Untererdchen in Kuppen.

Die Kinder von den Leuten, bei denen Untererdchen wohnten, haben nun auch schon längst Kinder: so ist die Zeit vergangen. Aber es wird sich noch Mancher darauf besinnen können, wie es damals war. Die Frau hielt sich zwei Dienstmädchen. Das eine hatte sich angewöhnt, immer an den Schornstein (Heerdstelle) ein bischen Milch hinzugießen. Dann kam allemal eine schorbige Bieefkröt' und verschlang die Milch. Das Mädchen, das ein gutes Herz hatte, erzählte Alles der Frau. „Meinetwegen,“ sagte die, „gieß' der armen Bieefkröt' das bischen Milch hin!“ Das hörte das andere Mädchen. „Na wart!“ dachte sie. Als eine längere Zeit vergangen war, sprach die Bieefkröt' ganz deutlich das gute Mädchen an und lud

sie ein, zur Taufe zu den Untererdchen zu kommen. Die Frau hatte Nichts dagegen, und das Mädchen ging mit der Beeßkröt' unter die Erde. Sie soll es sehr gut angetroffen haben; Essen und Trinken Tanzen und sehr stramme Musik! Alles ist sehr schön gewesen. Nun verging wieder ein Ende Zeit; und dann goß die andere Marzell eines Tages kochendes Wasser an die Stelle, wo immer die Beeßkröt' hervorzukommen pflegte. Bald darauf brannte das Haus ab. Das gute Mädchen konnte alle ihre Sachen retten; aber die Andere kriegte nicht ein Stück heraus; Alles verbrannte ihr. Das geschah wegen der Untererdchen.



107.

Das Untererdchen in Gr. Simnau.

Zu einer Frau in Gr. Simnau kam ein Untererdchen, im griesen Mantel und griesen Hut, vom Fußend' des Bett's her, in dem sie mit ihrem Kindchen lag. Der Mann schlief auf der Ofenbank. Das Untererdchen wollte das Kind; doch die Frau hielt es fest und schrie: „Nett' mein Kind! rett' mein Kind!“ Sie schrie, was sie konnte, aber ihr Mann schlief immerzu. Da hörten es die Leute nebenan und schlugen das Fenster ein, um zu der Frau zu gelangen. Da verschwand das Untererdchen wieder zu Fußend' des Bett's. Das Kind war dageblieben. Nun lebte die Frau aber nur noch drei Tage; ihr Gesicht war ganz zerspißt von dem Bart des Untererdchen. Das Kind ist nachher auch bald gestorben.



108.

Wie Rhoden entstanden ist.

Früher war da am Geserich Alles Wald und so dicht, daß die Menschen nicht durch konnten; zuletzt wurd' es aber anders; das ist nun schon lange her. Es gingen zwei Brüder Lisse in den Wald und rodeten sich da eine Stelle aus; und davon kommt der Name. Als nachher die Franzosen und Russen im Land waren Lemke, Volkstümliches in Ostpreußen. III. 9

und Alles nahmen, was sie irgend finden konnten, brachten die Leute ihr Vieh nach Rhoden; bis dahin kam kein Fremder, und von Rhoden wußten sie Nichts.



109.

Die Ritter in Bündfen.

Sie sagen, Bündfen ist ein Rittergut, und das stammt von der Zeit her, als die Ritter im Land waren. Aber bis auf den heutigen Tag spuken noch die Ritter dort. Wenn die Mädchen so zusammen saßen, hat es mit 'ner Müg' geworfen, — mit solcher großen, schwarzen Pudelmüg'. Und die hat sich auf der Stube nur so gefullert und ist dann ein großer, schwarzer Hund geworden, der eine Holzkette schleppte. Ja, das soll von den Rittern her sein.



110.

Der alte Dessauer.

Vom alten Dessauer erzählt man sich so Manches, aber wahr wird's wol nicht sein. Der soll nie in Verlegenheit gewesen sein, wenn er Soldaten gebraucht hat. Der warf sich dann blos 'n Sack voll Häcksel über die Schulter und schliedert' den hin und her; und daraus wurden Soldaten. Zu and'rer Zeit aber verwandelt' er sich rasch in einen Strauch, sobald er den Feind ankommen sah; dem Gesträuch konnt' doch Keiner was anhaben.



111.

Die Schweden in Preuß. Mark.

Wie weit liegt Schweden! — und doch sagen die Leute, die Schweden sind hier bis Preuß. Mark gekommen und haben da lange belagert. Und die belagert wurden, hatten schon Alles verzehrt, bis auf ein Schwein; da fiel ihnen eine List ein. Sie kniffen das Schwein, daß es laut quiekte. Als das die Schweden hörten, sagten sie: „Hört, hört! die schlachten da ein Schwein“. Die Belagerten aber nahmen Speck und schossen damit nach den Schweden; und als das die

Schweden sahen, sagten sie: „Na, wenn die noch so viel Speck übrig haben, dann werden wir die auch nicht aushungern.“ Und da zogen sie ab.

„Ich hab' gehört, daß das der alte Fritz angeordnet haben möcht', denn der kriegte viel fertig; der hat auch die Schweden aus dem Lande gebracht.“



112.

Friedrich der Große durch's Land wandernd.

Der alte Fritz hatte die Gewohnheit, sich nach Allem zu erkundigen. Er ging in ord'nären Kleidern durch's Land, hin und her, bis zu allen Grenzen und sah nach, ob Alles seine Ordnung hatte.

„Ja, das haben auch mein Großvater und die andern alten Leute immer gehört. Na, das Land war dazumal bald besehen; Preußen war ja nicht so groß. Jetzt ist das anders. Aber trotzdem braucht nun der Kaiser nur 8—14 Tage, dann ist er rund gekommen und hat sich noch dabei aufhalten können, denn der fährt doch nicht mit dem Bommelzug, sondern mit dem Schnellzug.“



113.

Die Franzosen in Liebwalde.

Vor Anno 1813 kamen die Franzosen auch nach Liebwalde; d. h. ehe sie nach Rußland gingen. Mein Gott, sind die übermüthig gewesen! Solch' schwarzes Brod — sagten sie — äßen sie nicht. Sie nahmen das Brod und pflasterten damit den Weg. Aber die Strafe hat sie auch ereilt. Als sie von Rußland zurückkamen, aßen sie mit Appetit gesäuerte Bohnen, und die schmeckten ihnen wie Gold.



114.

Die erfrorenen Franzosen.

Hierweg und daweg ist ein Franzosenberg; da sind die Franzosen begraben. Gott hat sie bestraft. Die Leute erzählten sich, wie die Franzosen des Morgens dagestanden hätten, als wollten sie

exerciren; aber sie waren erfroren. Sie standen ganz steif da und waren todt. Dann hat man sie auf Leiterwagen gepackt und in einer Kaul' (Grube) zusammen begraben und Kalk d'rüber gestreut. Solche Stelle heißt seitdem Franzosenberg.

115.

Prinz Friedrich Karl als Schweinetreiber.

Der Prinz Karl war so'n treuer Krieger. Er spionierte viel herum. Aber einmal ist's ihm doch schlecht bekommen; da wär' er beinah' gefangen genommen. Er ging nämlich als Schweinetreiber 'rum; er kauft' die Schwein' und verkauft' sie wieder. Wie er einmal so handelt', riß ihm der Wind den Mantel von der Brust. Da war gleich zu sehen, was er war; und da muß' er flüchtig werden. Einige behaupten, es soll in Königsberg oder in Danzig oder in Rußland gewesen sein; — aber es war in Frankreich, damals vor dem Krieg 1870.

116.

Kaiser Wilhelm I. im Kriege 1870—71.

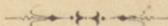
Als der französische Krieg war, hat der alte Kaiser nach den Schlachten immer traurig dagestanden und sich die großen Löcher angesehen, in welche die Todten gelegt wurden. Ihm sind die Thränen in die Augen gekommen, und er hat gesagt: „Es thut mir zu leid, daß meine armen Kinder so hin mußten.“ In jener Zeit hat er Alles mit den Soldaten getheilt, auch das Brod, wenn die Versorgung zuletzt knapp wurde. Sie haben gesehen, wie er dann neben seinem Schimmel stand und Brod aß. Die Krone hat er in jener Zeit nicht getragen; die verspart' er sich zu Großem; und wenn er sie in den Schlachten getragen hätt', dann wär' es nicht gut geworden, — denn — so sagen doch alle Leut' — es wird immer am meisten nach dem Höchsten geschossen.

Wie der Kronprinz über die Mauer kletterte.

Ja, der Kaiser Friedrich! — als der im Krieg Anno 1870 noch Kronprinz war, klettert' er über die Mauer von Paris und besah sich Alles, weil doch die Stadt nicht zerstört werden sollte. Der alte Kaiser hatte das angeordnet. Die Leut' meinen, er hatt' das gethan, weil dort ein silberner Thurm ist.



Märchen.





Vom Karl, der in der Hölle diente.

Es war einmal ein junger Mensch, der Karl hieß; und der vermietete sich bei einem Grafen und diente da redlich und treu. Der Graf war ganz zufrieden mit ihm; aber wenn der Karl nach Geld kam, sagte der Graf: „Ja, lieber Karl, ich kann Dir Nichts geben; ich hab' selbst Nichts.“ — „Aber mein Gott, Herr Graf, ich möchte doch sehr gebeten haben! ich muß doch mein Lohn kriegen!“ — „Das ist schon recht,“ sagte der Graf, „aber wenn ich doch Nichts hab', kann ich Dir doch auch Nichts geben. Du mußt Dich schon drein finden!“ Und damit war die Sach' abgemacht, und jener Karl dient' ruhig weiter, ohne einen Pfennig Lohn zu befehen. Das war nun ganz gut; aber nun sollte der Graf sterben; und er starb auch richtig.

„Gnädige Frau Gräfin,“ sagte der Karl, „Alles, was recht ist, — aber mein Lohn muß ich kriegen. Ich hab' dem Herrn so lange Zeit treu und redlich gedient; jetzt verlang' ich endlich mein Lohn ausgezahlt.“ — „Lieber Karl,“ sagte die Gräfin, „das ist Alles ganz schön und gut, aber wo Nichts ist, kannst Du auch Nichts kriegen!“ Doch der Karl ließ nicht nach. „Na, dann nimm das Reitpferd vom Herrn Grafen,“ sagte die Gräfin, „und nimm auch das feine Reitzeug!“ Und der Karl nahm Beides an sich und ritt nun in die Welt hinaus, den todten Grafen zu suchen, denn ob der todt war oder nicht, — irgendwo mußte er doch zu finden sein; und der Karl fand keine Ruhe, weil er sein Lohn nicht bekommen sollte.

Er ritt und ritt. Mit Eins kam er in einen furchtbar großen Wald, wo es stockfinster war, und wo sich Jeder verirren mußte. Mein Gott, was nun? Der Karl stieg vom Pferd und klettert' auf einen hohen Baum. Da sah er von Weitem ein Glimmchen Licht; — und nun ritt er darauf zu.

Wie er näher kam, sah er Gebäude vor sich: einen großen Pferdestall und ein Wohnhaus. Er ging zuerst in den Pferdestall und band sein Pferd an und gab dem zu fressen. Aber wie er sich umsah, erblickte er lauter Pferde um sich herum; die sahen sehr kräftig und gut im Stande aus. Darauf ging der Karl in das Wohnhaus. Alles, Alles stand leer; Nichts zu sehen, Nichts zu hören! Nur Essen und Trinken war vorhanden; und daran stärkte er sich nach Möglichkeit; und es schmeckte Alles sehr gut. Wie er damit fertig war, erschienen plötzlich eine große Menge feiner Herren, die ganz erstaunt waren, den Karl hier zu finden. „Na,“ fragten sie, „willst Du bei uns dienen?“ — „Warum nicht?“ sagte der Karl. „Na, dann hast Du nur die eine einzige Arbeit, unsern Pferden Futter zu geben, und sie so zu behandeln, wie wir Dir zeigen werden!“ Und das war so: jene Pferde wurden täglich mit glühenden Kohlen gefüttert und furchtbar gebraunt, daß sie's kaum noch aushalten konnten.

Die Herren waren ganz freundlich zu dem Karl; sie erlaubten ihm, in alle Stuben zu gehen, blos nicht in eine! in die Stube dürfte er nun und nimmermehr gehen! Das war nun ganz schön; als aber mal wieder die Herren nicht zu Hause waren, ging mein Karl in die verbotene Stube. Herr Gott, wie erschrak er da! Da stand neben andern Särgen der Sarg vom todtten Grafen. Der Karl warf sich über ihn und rief: „Herr Graf, ich hab' Sie gesucht, und ich hab' Sie auch gefunden; geben Sie mir mein Lohn!“ Da antwortete die Stimme aus dem Sarg: „Ich kann Dir zwar Nichts geben; doch ich kann Dir helfen, daß Du sehr glücklich wirst; aber Du mußt Alles thun, wie ich Dir sagen werde! Weißt Du, Karl, wo Du jetzt bist? Du bist in der Hölle. Und die feinen Herren sind die Bösen. Sie werden Dich nächstens fragen: ob Du weißt, daß Martin' (d. 11. Nov.) ist; dann antworte: Du weißt es nicht! Und wenn sie Dich fragen sollten, was Du für Lohn forderst, dann

bitte um das große Schwert und ein Hemd! Das Schwert hat heillose Macht; wenn Du in den Krieg ziehst, brauchst Du nur einmal mit dem Schwert über Kreuz zu schlagen, — sofort ist Alles todt. Und in dem Hemd steckt eine ungeheure Kraft; Du bist dann so stark, daß Du — wenn Du blos die Arme 'ranlegst — die dicksten Mauern sofort umwirfst.“

Schön! der Karl wollte sich's merken.

Nun vergingen einige Tage; da ließen die Herren ihn rufen und fragten: ob er wüßte, daß Martin' sei?

„Nein,“ sagte er, „ich weiß viel was von Martin'; ich frag' nicht danach.“

Na, ob er sich weiter vermiethen wollt', und was für Lohn er haben möcht'?

„Ich weiß ja nicht, was mir die Herren geben wollen!“ jagte der Karl.

Da wurden sie sehr freundlich und sagten: er könne es gut haben! aber er solle thun, wie sie ihm angeben würden. Sie möchten ihm das Schwert und das Hemd schenken; sie boten ihm nun Beides von selbst an. Und dann sagten sie ihm darüber Bescheid. „Du kannst Dir auch noch ein Pferd aussuchen unter unsern Pferden!“ sagten sie.

Das war dem Karl schon ganz recht. Eines Tages war nämlich ein neues Pferd — ein schönes, braunes — dazu gekommen. Dem Karl kam 's in den Sinn, das Pferd so recht zu quälen; er stopfte ihm ungeheuer viel glühende Kohlen als Futter ein und brannte es so, daß es nur so sprang. Wie das so eine Weile gegangen war, sagte das Pferd leise: „Karl, Karl! — ach Karl, geh' nicht so hart mit mir um! Ich bin die Frau Gräfin.“ — „Na, dann man erst recht!“ sagte der Karl. „Lohn hab' ich nicht gekriegt; nun soll ich noch geduldig mit Dir verfahren!“ — Aber die Gräfin sah sich so traurig nach ihm um, daß er's doch nicht über's Herz bringen konnte, sie weiter zu quälen. „Ja, Karl,“ sagte sie, „Du kannst nicht wissen, wie ich Dir noch mal nützlich werden kann.“

Nun, als die Herren ihm erlaubten, ein Pferd zu nehmen, wählte er das braune und jagt' mit ihm davon.

Zu dieser Zeit hatte ein Kaiser — oder meinetwegen auch

ein König — bekannt gemacht: ihm wäre Krieg angesagt; ob sich irgend Einer melden möchte, der große Kraft besäße und die Feinde schlagen könne? — Und dies war in allen Blättern zu lesen. So erfuhr es denn auch der Karl; und weil jener Kaiser versprach: daß derjenige, welcher so siegen könnte, seine Tochter — die Prinzessin — zur Frau bekäme, sprengte der Karl im Galopp vor's Schloß.

„Was willst Du, mein Sohn?“ fragte der Kaiser.

„Majestät, ich will die Feinde schlagen!“

Dem Kaiser war das sehr angenehm zu hören; und er ordnete nun an, daß die Schlacht vor sich gehen solle.

„Majestät, ich brauche keine Soldaten; ich brauche überhaupt Nichts dazu!“ sagte der Karl und stürmt' drauf los.

Aber der Kaiser setzte ihm mit dem ganzen Heer nach und hielt sich immer hinter ihm.

Jetzt sollte entschieden werden, wer zuerst abfeuern dürfte.

„Die Andern!“ rief der Karl. Und da gaben die Andern zuerst Feuer ab. Sofort aber schlug er mit dem Schwert ein Kreuz in die Luft, — und alle Feinde stürzten todt hin.

„Du hast Deine Sache sehr gut gemacht!“ sagte der Kaiser.

„Jetzt sollst Du Dich mit der Prinzessin verloben!“

Ja, mein Gott! die hatte aber einen Prinzen lieb und sich mit dem versprochen; und es paßte ihr garnicht, den Karl zum Bräutigam zu bekommen. Doch was half's? Der Kaiser hatte es befohlen, und darum mußte es so bleiben. Die Prinzessin wurde also mit dem Karl verlobt.

Wie einige Zeit vergangen war, sagte die Prinzessin, als sie eines Sonntags mit dem Karl spazieren ging; „Hör' mal, mir kommt es vor, als ob Du gar keine Wäsche besitzest!“

„Ach,“ sagte der Karl, „ich sehe doch immer rein und eigen aus; ich besitze zwar nur ein einziges Hemd, aber das bleibt weiß wie Schnee.“

Das stieß der Prinzessin doch vor den Kopf. Da war irgend ein Zauber dabei! Und sie besann sich von nun an, wie sie den Karl los werden könnte.

Eines Tages, als der ganz ruhig und vergnügt darsaß, kam sie mit einem Schlaftrunk an. Sie mußte es so lange zu drehen

und ihm vorzustellen, bis sie ihm den Trank eingegeben hatte. Da wurde er ganz damlig und fiel in einen tiefen Schlaf. Jener Prinz aber kam herangeschlichen und nahm ihm das Schwert und das Hemd weg. Mein Gott, wie elend und schwach war dem Karl zu Muth', als er aufwacht! Ganz betrübt wollte er davongehen. Aber da packte ihn der Prinz, warf ihn auf einen Hautkloß, hakte ihn in kleine Stücke und steckte diese in einen Sack. Den Sack hing er dem braunen Pferd auf den Rücken und sagte: „Nun lauf' hin, wo Du hergekommen bist!“ Und da lief das Pferd nach der Hölle zurück.

Die feinen Herren dort, die Bösen, waren sehr erstaunt, als das Pferd wieder bei ihnen eintraf. Und dann untersuchten sie den Sack und fanden die einzelnen Stücke von dem Karl. Sie setzten sie behutsam zusammen und bestrichen Alles mit Salbe. Und mit großer Mühe kam der Karl in's Leben zurück und verwunderte sich nicht wenig darüber, daß er wieder in der Hölle war. „Aber wir warnten Dich doch,“ sagten die Herren, „daß Du nun und nimmermehr das Schwert und das Hemd ablegen solltest!“ — „Ja,“ sagte der Karl, — „aber Jene waren klüger.“

Nun war das gut; und die Herren beredeten mit einander, wie sie ihm noch einmal helfen könnten. Zuletzt kamen sie überein, ihm einen gold'nen Ring zu schenken. „Aber Karl,“ sagten sie, „wenn Du den verlierst, bist Du ganz und gar verdorben! Du darfst nie wieder zu uns kommen! Dieser Ring hat Zauberkraft: wenn Du ihn bei Dir hast, brauchst Du nur zu wünschen, und alle Deine Wünsche erfüllen sich!“

So ritt denn der Karl wieder ab.

Als er zur Stadt kam, wo der Kaiser wohnte, ging er in ein Gasthaus und quartirte sich da ein. Und zu dem Wirth sagte er: „Gebt meinem Pferd' gutes Futter! — es soll Euch belohnt werden! Und dann thut auch weiter, was ich Euch sagen werde! — Ich werde mich in ein goldenes Pferd verwandeln; Ihr aber müßt mit mir vor's Kaiserschloß reiten und mich so recht präsentiren! Und wenn der Kaiser fragt: was Ihr für das Pferd haben wollt, dann fordert einige Millionen! Und sagt dem Kaiser: er könnte mich

dreimal im Jahr' wie ein Schaf scheeren! und dies abgeschor'ne Gold wäre so viel werth, wie der Kaiser das ganze Jahr an Gold verbraucht."

Dem Wirth war das ganz recht, und er ritt sogleich mit dem goldenen Pferd vor's Schloß und tummelte es da immer auf und ab. Und das goldene Pferd zierte sich so schön und gab so an, daß es dem Kaiser, der am Fenster stand, recht in die Augen stach. Er kam also vor die Thür und handelte mit dem Wirth; und sie kamen überein, wie der Wirth es haben wollte. Und danach wurde das goldene Pferd in den Stall gebracht.

Die Prinzessin wanderte nun auch hin und besah sich das goldene Pferd. Sie ging dicht heran und sah ihm in die Augen. Aber da wurde ihr ganz schwach zu Muth': an den Augen erkannte sie den Karl. Sie lief zu dem Prinzen und sagte: „Herr Gott, Herr Gott, das ist ja der Karl!“

Und nun berathschlagten sie, wie sie das Pferd über Seid' schaffen (verderben) könnten. Und zuletzt sagte der Prinz: „Es soll todtgestochen werden!“

Das Kammermädchen von der Prinzessin hatte Alles mitangehört. Sofort lief sie in den Stall und erzählte dem gold'nen Pferd', was ihm bevorstand'. Das hing traurig den Kopf; aber nach 'ner Weile sagte es: „Höre, Du kannst mich retten! Wenn man mich todtstechen will, so dränge Dich heran und halte Dein Taschentuch so, daß die ersten Blutstropfen, die aus meiner Brust springen, auf das Tuch sprigen! Und das Tuch vergrabe heimlich am Schlosse, gerade vor dem Fenster des Kaisers!“

Richtig! — als nun Alles vor sich gehen sollte, fand sich auch das Kammermädchen ein, um zuzusehen; und als der erste Todesstoß gethan wurde, hielt sie das Taschentuch so nahe heran, daß es ganz mit Blut befleckt wurde. Und dann lief sie an jene Stelle und vergrub das Tuch.

Wie das eigentlich mit dem Ring war, darüber läßt sich Nichts sagen, aber der Karl mußte ihn bei sich haben. Er konnte sich immer retten.

Das todte Pferd wurde nun vergraben. Ja, mein Gott, nun war doch zu hoffen, daß die Prinzessin den Karl los wär! Sie dachte nun auch schon wieder an die Hochzeit mit dem Prinzen.

Es vergingen drei Tage, — da stand eines Morgens ein prachtvoller gold'ner Baum gerade vor dem Fenster des Kaisers. Dem gingen mal die Augen über! Sein ganzer Garten war eine glitzernde Pracht geworden, — bloß weil dieser Baum so strahlte.

„Gott's Tausend noch Eins!“ rief der Kaiser. „So was hab' ich doch noch nie geseh'n.“

Die Prinzessin drehte sich immer um den Baum herum und besah ihn sich und besah ihn sich noch mal. „Höre,“ sagte sie zu dem Prinzen, „ich merke Etwas: das ist ja wieder der Karl.“

Herrgott, was nun? — Sofort ging's wieder an das Berathen; und Alle sagten: der Baum solle niedergehauen und zu Asche verbrannt werden!

Das Kammermädchen hatte wieder gehorcht und lief nun zu dem Baum, um ihm Alles zu erzählen. „Höre,“ sagte der Baum, „sorg' dafür, daß Du in der Nähe bist, wenn sie die Art an mich legen! Und den ersten Kerb-Spohn, der von mir abfliegt, wirf in den großen Teich hier im Garten!“

Schön! das geschah auch so. Aber die Prinzessin dachte: der Baum ist jetzt zu Asche verbrannt; der ist für alle Zeiten von der Erde verschwunden.

Ja, — wie das Wetter so schön warm war, ging der Prinz an den Teich baden. Und als er in's Wasser stieg, sah er so'n glitzerndes, gold'nes Entchen schwimmen. „Na, die mußt du fangen!“ dachte er und schwamm ihr nach.

Das gold'ne Entchen aber — es war nämlich der Karl — ließ ihn immer ganz nahe herankommen, und dann duckte es sich unter's Wasser und lockte ihn hin und her. Und so spielten sie bis zum andern Ufer. Da duckte sich das Entchen zum letztenmal, und dann — schnell, schnell zu jener Stelle, wo das Schwert und das Hemd im Gras lagen! Hier verwandelte sich der Karl in sich selbst und klatschte in die Hände. Jetzt war er gerettet.

Die Prinzessin und der Prinz waren nun recht schlimm d'ran. Zuerst wollte der Karl sie kurz und klein hacken. „So, wie sie mich

zugerichtet hatten!“ sagte er. Doch nein, er besann sich und ließ sie am Leben. Sie wurden aber von nun an bis zu ihrem Tod im finstern Keller eingesperrt gehalten. Dort saßen sie und bekamen nur, wie's Gefangenen zukommt, Wasser und Brod.

Dem Kaiser war das nicht recht; aber was sollte er thun? Der Karl hatte ungeheure Macht; und so mußte sich der Kaiser d'rein ergeben.

Nun wurde Alles anders eingerichtet, und der Karl heirathete das Kammermädchen.

Der dwatsche Hans. VIII.

Da war mal ein König, den es danach gelüstete, sich recht was Großartiges vorlügen zu lassen; und der machte denn nun im Lande bekannt: es möchten sich doch Leute melden, die ihm so vorlügen könnten, daß er's für die reine Wahrheit halten müßte. Na schön, es meldeten sich also auch Leute die Hüll' und die Füll'.

Nun lebte da ein Mann mit drei Söhnen. Zwei waren klug, aber der Jüngste war dwatsch; der hieß — wie das immer so ist — Hans; doch nachher sollt' es sich herausstellen, daß er gerade der Klügste war.

Die beiden ältesten Söhne gingen zum König und logen nach Möglichkeit. Doch sie bekamen höllische Prügel, denn ihr Gelog'nes reichte nicht aus. Da sagte denn der Jüngste: jetzt würde er hingeh'n und lügen! Darüber mußten Alle lachen, denn sie dachten, daß der doch viel zu dwatsch wär', um fein zu lügen.

Der König ließ ihn vor sich kommen und sagte: „So, mein Sohn, nun lüg' los!“

„König Majestät,“ sagte der dwatsche Hans, „ich bin der jüngste Sohn zu Hause und gelte als dwatsch und werde ganz verachtet. Und darum schubbsten (stießen) sie mich auch zu aller Arbeit, die kein And'rer thun wollte. Ich mußte nun mal im Herbst den Hopfen abammeln. König Majestät wissen, der Hopfen ist in der Leeg' (niedrige Fläche) gepflanzt, da wo weicher Grund ist. Na, ich war noch klein und klettert' in die Höh'. Und dann fing ich an, die

Blüthen abzusammeln. Aber, mein Gottchen, während ich oben ab-sammelte, verkamen die untersten Blüthen, und der Hopfen wurd' so schwach, daß ich nicht mehr an ihm herunterklettern konnte."

"Das ist schon zu glauben!" sagte der König.

"Ich muß Ihnen nun bekennen, König Majestät, — ich hatt' manches Lauschen bei mir. König Majestät, das kam mir jetzt zu gut."

"Wie, mein Sohn?"

"Na, seh'n Sie, König Majestät, ich knüpft' Lauschen an Lauschen und machte mir ein langes End' zurecht, an dem ich mich hin-unterslassen konnte."

"Das ist kaum zu glauben," sagte der König; „aber es ist nicht unmöglich."

"Ja, aber nun wurden die Thierchen doch auch flug und versteckten sich so, daß ich sie nicht finden konnte. Und da blieb mir Nichts übrig: ich mußte das letzte hohe Ende runterspringen. König Majestät, dabei verank' ich gleich so in dem weichen Grund, daß der Boden über mir zusammenschlug, und ich blos noch den Kopf herausarbeiten konnte."

"Hm," sagte der König, „die Sache klingt unglaublich; aber ich halte sie nicht für unmöglich. Erzähl' weiter!"

"König Majestät, ich otterte (wühlte) nach Kräften in dem Grund, aber ich kam nicht weiter heraus. Ich mußte den ganzen Winter über d'rin stecken bleiben. Und zum Frühjahr kam der Kiebitz und haute sich auf meinem Kopf ein Nest."

"Ja, ja," sagte der König, „das wird immer wunderbarer; aber unmöglich ist es nicht; und darum rechne ich es auch nicht für Gelog'nes."

"Nein, König Majestät, es ist nicht gelogen; es geschah, wie ich Ihnen sage: der Kiebitz haute sein Nest und brütete. Sie können Sich aber denken, daß mir das nicht gefiel; ich arbeitete immerzu, um herauszukommen; nun hatte ich schon die Arme frei."

"Siehst Du," sagte der König, „das kann ich mir denken; ich bin doch neugierig, wann Du endlich an das Gelog'ne kommen wirst."

„König Majestät, während ich mir noch Mühe gab, mich mehr auszugraben, kam ein Wolf und verzehrte die Kiebitzbrut. König Majestät können Sie denken, daß mir schlecht zu Muth war. Ich besann mich aber nicht lange, sondern packte den Wolf fest an den Schwanz. Und als der Wolf davonlaufen wollte, riß er mich mit Gewalt aus dem Boden heraus. Nun war ich frei.“

„Das ist Alles möglich!“ sagte der König.

„Ja, König Majestät, ich erzähl' Ihnen ja die reine Wahrheit; das Lügen kommt später. Jetzt muß ich aber König Majestät Etwas sagen, was König Majestät nicht gefallen wird.“

„Na, was ist das?“

„Als der Wolf so fortsprang, flog ein Zettelchen, das er an sich hängen gehabt hatte, weg; — König Majestät, ich hob das Zettelchen auf und las das Geschrieb'ne.“

„Na?“ sagte der König.

„Auf dem Zettel stand: König Majestät hätten bei meinem Vater die Schweine gehütet.“

„Du verfluchter Bengel!“ schrie der König. „Wer hat die Geschichte aufgebracht?“

„Ich weiß es nicht.“

„Das werde ich untersuchen!“ sagte der König.

„König Majestät, entschuldigen Sie! Die Geschichte ist gelogen.“

„Ach so!“ sagte der König. „Du bist der Klügste gewesen. Du hast es verstanden, mich gut zu belügen.“

Ja, das war der dwatsche Hans; und der war gerade am allerklügsten.

Der dwatsche Hans. IX.

Da lebte mal ein alter König, der nun schon anfing, ganz schwach und krank zu werden; und Niemand konnte ihm helfen. Der König hatte drei Söhne; zwei davon waren klug, aber den dritten achtete Keiner, und jeder — selbst der König — nannte ihn nur den dwatschen Hans.

Eines Tages ließ der König seine Söhne vor sich kommen und sagte ihnen: er hätte nun drei Nächte hinter einander geträumt, daß weit, weit von hier, hinter dem großen Gewässer ein gläserner Berg wäre, und daß in dem gläsernen Berg drei verwunschene Prinzessinnen eingesperrt seien, und daß dort die Rettung für ihn sein könne, da die Prinzessinnen Wache hielten über das Wasser der Schönheit, das Wasser der Gesundheit und das Wasser des Lebens.

Na schön! Der älteste Prinz begann sich nicht lange und ließ sich von seinem Vater viele Segelschiffe geben und Mannschaft ausrüsten; und dann versorgte er sich mit allem schönen Essen und Trinken, das irgend auf der Welt zu bekommen war, und fuhr ab. Er fuhr immerzu, immerzu; zuletzt sah er am andern Ufer einen großen Wald. Nun mußten die Schiffe anlegen; und er ging an's Land, um sich satt zu essen.

Wie er so dafuß und die schönen Sachen rundherum auspackte, kam so'n altes, griefkopfsches Mannchen an. Das setzt' sich zu ihm, und bat um ein Almosen.

„Das sollt' mir gerade einfallen!“ sagte der Prinz.

Aber er möchte doch so freundlich sein, sagte das Mannchen, und ihm ein bischen Mahlzeit abgeben! „Mein Sohn,“ bat er, „hilf mir doch!“

„Ihr werdet mir nicht helfen, wohin ich zu gehen hab,“ sagte der Prinz; „da habt Ihr auch Nichts von mir zu fordern.“

Das alte Mannchen ging ab. Aber der Prinz sollte sich nicht mehr von der Stelle rühren: der wurde ganz und gar zu Stein.

Indeß lauerte der alte König darauf, daß sein Sohn nach Hause käme; aber der kam und kam nicht. Und so beschloß denn der zweite Prinz, in die Welt zu zieh'n. Das war dem alten Vater garnicht recht; doch was half's? — er mußte auch den zweiten Sohn ausrüsten und ziehen lassen.

Nun kam Alles ganz genau so, wie das erste mal; aber ich will nicht lang sein; ich will blos sagen, daß auch dieser Prinz in Stein verwandelt wurde.

Der alte König wurde immer kraftloser und verlor schon ganz den Muth. „Wo bleiben denn blos die Beiden?“ jammerte er. Und als sich nun noch der dwatsche Hans meldete, daß auch er in

die Welt ziehen wollte, wurde er ganz außer sich und schimpfte, was er konnte. „Was Du holen willst, Du dwatscher Jung', das ist schon geholt!“ sagte er. Aber mein Hanschen ließ sich nicht abtrösten; er bat und bat. Zuletzt gab ihm der Papa ein altes, häßliches Schiff und erlaubte ihm, nur so viel Bedienung mitzunehmen, wie der Prinz durchaus haben mußte. Und zur Nahrung bekam der dwatsche Hans Nichts weiter, als eine Flasche Wasser und einen Plaz (Kuchen von Brodteig), der in der Nische gebacken war. Und so zog er weg.

Als er an jenen Wald kam, sah er die Schiffe und erkannte sie sogleich an den Flaggen. „Herr Gott, die Schiffe von meinem Papa!“ rief er. Und dann stieg er an's Land, um sein bischen Nahrung zu verzehren.

Es dauerte nicht lange, so kam das alte griefkopfsche Mannchen wieder an. Und das war der liebe Gott. „Na, mein Sohnen, was willst Du hier?“

„Ich will meine Mahlzeit zu mir nehmen, Vaterchen. Wollt Ihr auch ein bischen davon? — es ist aber leider nur Wasser und ein Nischen-Plaz.“

Das alte Mannchen setzte sich zu ihm; und nun machte der dwatsche Hans die Flasche auf. Ei, da war purer Wein drin; und der Plaz war der aller schönste Kuchen, den es irgend in der Welt gab.

Die Beiden unterhielten sich nun recht schön, und das alte Mannchen gab dem dwatschen Hans Bescheid, wie er zu dem gläsernen Berg und den drei Prinzessinnen kommen konnte. „Jede Prinzessin,“ sagte er, „wohnt in einem Zimmer allein; und eine ist immer schöner, als die andere. Bei der dritten sind drei Flaschen verwahrt, in welchen das Wasser der Schönheit, das Wasser der Gesundheit und das Wasser des Lebens verschlossen sind. Und dann sind noch drei Thore da; vor dem einen halten Wölfe, vor dem andern Bären und vor dem dritten Löwen Wache. Aber wenn Du zwischen elf und zwölf Uhr in der Nacht hinkommst, kann Dir Keiner ein Leid anthun. Du darfst Dich aber nicht zu lange aufhalten! — sonst überfallen Dich die bösen Thiere.“

Mein dwatscher Hans bedankte sich schön und wanderte darauf los. Die Thiere lagen ganz ruhig; er konnte ohne Gefahr

vorübergehen. Aber die Prinzessinnen waren so schön, daß ihm die Augen übergingen; besonders die dritte Prinzessin! die war gleich zum Verlieben; und der dwatsche Hans dachte: die muß meine Frau werden! Aber jetzt mußte er seine Gedanken zusammennehmen und schnell, schnell die drei Flaschen stehlen. Doch bevor er aus dem Zimmer ging, tauschte er sein Taschentuch, seinen Ring und sein Schwert mit dem Taschentuch, dem Ring und dem Schwert der Prinzessin ein — denn er liebte sie über alle Maßen — und schrieb dann noch schnell unter die Tischplatte seinen Namen und seinen Stand.

Jetzt war es die höchste Zeit, daß er in's Freie kam; denn als er das große Gewässer erreichte, schrie und brüllte Alles im Walde: Alles war nun erlöst; und die Thiere und Menschen rannten wie verrückt hierhin und dahin; und der dwatsche Hans rettete sich mit knapper Noth an's Ufer.

Da stand das alte Mannchen und drohte ihm mit dem Finger. „Hanscher, Hanschen,“ sagte das alte Mannchen, „drei Minuten länger, — und Du wärst verdorben!“

Jetzt bat der dwatsche Hans: ob das alte Mannchen nicht den Brüdern helfen möchte.

„Lieber Sohn,“ sagte das Mannchen, „ich will es wohl thun; aber beeile Dich eine Viertelmeile voraus! Wenn diese Beiden Dich einholen, so geht's Dir schlecht.“

Der dwatsche Hans schiffte sich schnell ein. Doch wie er ein Ende gefahren war, sah er schon die großen Segelschiffe ankommen. Und die holten ihn bald ein.

Jetzt wurde verhandelt. Der eine Bruder sagte: „Du, wir wollen den dwatschen Hans umbringen! Wir galten als klug und haben doch Nichts ausgerichtet. Nun soll der dwatsche Jung' den Ruhm bekommen? Nein, das geht nicht.“ — „Aber todt machen wollen wir ihn doch nicht!“ sagte der Andere; „wir wollen ihn blos bedammeln (betäuben, dumm machen) und dann die drei Wasser eintauschen; er ist doch immer unser Bruder und hat uns erlöst!“ So stritten sie hin und her, bis sie denn überein kamen, dem dwatschen Hans einen Schlaftrunk einzugeben und für die drei Wasser

ganz gemeines Seewasser einzufüllen. Das geschah auch, und die Flaschen wurden extrafein versiegelt.

Jetzt langten Alle zu Hause an. Der alte König war indessen schon so jämmerlich geworden, daß er in einen Kollwagen gesetzt werden mußte; und dann fuhren sie mit ihm immer so längs dem Ufer. Als nun der dwatsche Hans mit den drei Flaschen ankam, schluckte der alte König nach Möglichkeit das Seewasser ein. Ja, mein Gott, war er nicht krank gewesen, — nun wurd' er erst recht krank. Ihm wurd' sehr schlecht zu Muth', und er verwünchte den dwatschen Hans. Da kamen die andern Söhne und füllten ihm die drei Wasser ein. Sofort verschönerte und verzüngte sich der alte König so, daß er wie ein junger Mann wurde und ganz glücklich umherging.

Das war nun ganz gut, aber dem dwatschen Hans sollt' 's übel ergehen. „Schafft mir den schändlichen Menschen aus den Augen!“ schrie der König. „Der hat mich belogen und betrogen.“ Und er gab Befehl, daß der dwatsche Hans umgebracht werden sollte. Ein Diener wurde damit beauftragt; und sollten noch Jahre darüber vergehen, — der Diener mußte dafür sorgen, daß der dwatsche Hans von der Erde verschwand. Aber zum Zeichen, daß es ihm gelungen sei, ihn umzubringen, sollten dem König die Augen, die Zunge und das Herz von dem dwatschen Hans ausgeliefert werden.

Der Diener konnte es aber nicht über sich gewinnen, den Prinzen, der nun ganz verstoßen war, todt zu machen. Und der dwatsche Hans bat auch so flehentlich: er würde ja nun und nimmermehr einen Fuß in seines Vaters Land setzen; aber der Diener möchte sich erbarmen und ihm das Leben lassen! Da nahm der Diener denn einen Hund und schachtete den; und dann überbrachte er dem König alles Inwendige und sagte: das wären die Augen, die Zunge und das Herz von dem dwatschen Hans.

„Ich will's nicht ansehen!“ sagte der König. „Wirf Alles in's Feuer!“ — Und dort verbrannte denn Alles.

Mein dwatscher Hans ging nun so ganz verzagt in die Welt hinein. Zuletzt kam er in eine Stadt und meldete sich bei einem Kaufmann: er wolle Handlungsdiener sein. Schön! er wurde angenommen. Weiß der liebe Gott, wie 's kam, — von diesem Augen-

blick an ging das Geschäft in die Höhe, und die Käufer rannten dem Kaufmann die Thür ein. Der dwatsche Hans hatte solch' ein Glück mit sich gebracht.

Der Kaufmann und seine Frau freuten sich sehr darüber; und ihre Tochter verliebte sich ganz ungeheuer in den dwatschen Hans. Aber der sah nicht nach ihr hin; der dachte blos immer an die wunderschöne Prinzessin im gläsernen Berg. Mein Gott, wie möcht' es der inzwischen ergangen sein?

Jene Prinzessin hatte nach einiger Zeit einen jungen Sohn bekommen und wünschte nun Nichts sehnlicher, als daß sie endlich von hier abgeholt werden möchte. Doch wer nicht kam, das war mein dwatscher Hans. Jahr auf Jahr verging; und das Kleinerchen wuchs heran, ohne seinen Vater zu kennen. Jetzt war das Jungchen schon so weit, daß es ein bischen lesen konnte. Sehr oft kam es zu seiner Mutter und sagte: „Aber, liebes Mamachen, wo ist denn blos mein lieber Papa?“ — „Ja, wenn ich das wüßte, mein Kind!“ sagte die Prinzessin. Und dabei blieb es.

Eines Tages spielte das Kind mit einem Ball, und der flog ihm weit aus der Hand; zuletzt mußte das Kind unter den Tisch kriechen, um den Ball aufzuheben. Da las es den Namen und den Stand seines Vaters, wie der damals Beides unter dem Tisch angeschrieben hatte. „Ich habe meinen lieben Vater gefunden!“ rief das Jungchen voller Freude; und das Glück war sehr groß.

Die Prinzessin ließ nun in allen Ländern weit und breit ausrufen: der Sohn des alten Königs solle sich melden! Sie wolle ihn heirathen und ihm ihr Königreich geben! Und der Prinz könnte sein Taschentuch, seinen Ring und sein Schwert von ihr zurückfordern! Wenn aber der alte König seinen Sohn nicht schickte, dann würde sie ihm das ganze Land mit Feuer und Wasser verderben!

Na, nun kann man sich denken, wie jene beiden ältesten Brüder logen! Sie waren schon immer so schlecht gewesen; nun besannen sie sich nicht lange und wollten sich melden; erst der Eine, dann der Andere.

Die Prinzessin ließ eine Brücke von Purpur und Seide über das Gewässer schlagen und setzte sich mit ihrem Sohn auf die Mitte der Brücke; und vor ihr stand jener Tisch. „Ich kann unter den

Vielen nicht erkennen, wer der Sohn des alten Königs ist; die Kleider machen es nicht; aber ich weiß: wer so stolz ist, nicht auf den Purpur und die Seide zu achten, — der ist der Prinz.“ Und so saß sie denn da und sah zu, wie der älteste Bruder auf dem aller-schönsten Pferd angesprengt kam. Als er aber die Pracht sah, that es ihm leid, daß das Pferd darauf gehen sollte; ja, es that ihm sogar leid, daß er selber den schönen Scharlach verknüllen sollte. Er stieg vom Pferde ab und band es an einen Baum; und dann blieb er stehen.

„Nein,“ rief die Prinzessin, „daß ist nicht der Prinz!“ Und Jener mußte abziehen.

Und so ging es auch dem zweiten Bruder.

Ach mein Gott, aber jetzt! Der alte König rannte händeringend herum und jammerte: wenn doch blos noch der dwatsche Hans aufzutreiben wäre! Und er ließ den Diener vor sich kommen und sagte: ihm solle kein Leid geschehen, wenn er die Wahrheit bekannete er möchte sich doch erbarmen und rechtschaff'ne Auskunft geben, ob der dwatsche Hans lebe oder nicht!

Zuerst besann sich der Diener. Dann gestand er Alles ein; und sofort wurde befohlen, in allen Kirchen abzukanzeln: der dwatsche Hans möge sich melden! Und die Statur und sein ganzes Aussehen wurden genau angegeben. Und weil so Etwas sehr schnell herumkommt, hörte es auch bald die Kaufmannsfrau, als sie in der Kirche war. Ihr kam es gleich in den Sinn, an den Handlungsdiener zu denken. Und nun besann sie sich, wie sie herausbekommen könnte, ob er die Königssterne und die Orden auf der Brust trage oder nicht.

Sie lief nach Hause und ließ rasch einen Kasten zusammenschlagen, der ein kleines Fenster bekam; und Einer wurde da eingesperrt, um in aller Heimlichkeit den dwatschen Hans zu belauschen. Und dann lief sie zu diesem selber hin und redete ihm so viel von der großen Hitze da draußen vor, und daß er sich erholen würde, wenn er baden möchte; das Badewasser wäre ja fertig. Und so gelang es ihr denn, ihn in die Badewanne zu schicken; und auf diese Weise kam es heraus, daß der dwatsche Hans die ganze Brust voller Sterne und Orden hatte, wie die Könige und Prinzen tragen.

Damit war nun die Sache fertig; und dem dwatschen Hans wurde Alles vorgestellt. Er wanderte auch gleich zu seines Vaters Schloß und meldete sich.

Der alte König fiel vor ihm auf die Knie', und die Brüder baten ihn vor Gott und nach Gott: er solle sich doch erbarmen und das Land retten! — „Ja“, sagte der dwatsche Hans, „ich werde mich melden.“

Jetzt wollte ihm der Vater Prinzenkleider und ein feines Pferd geben; aber er nahm Nichts an. Er ging nach oben in sein früheres Dachstübchen und holte das Taschentuch, den Ring und das Schwert, nahm das schlechteste Pferd und ritt davon, — von Ausseh'n ganz wie ein Handlungsdiener.

So kam er an die Brücke, und — hast Du nicht geseh'n — gab er seinem Pferd die Sporen und jagte im Galopp über den Scharlach hin, daß die Stücke flogen und daß es Einem licht und düster werden konnte.

„Das ist Dein Vater!“ rief die Prinzessin ihrem Sohne zu. Und dann fielen die Beiden sich um den Hals und freuten sich sehr.

„Was fang' ich nun mit den Brüdern an?“ fragte der dwatsche Hans. Den alten Vater nahm er zu sich; aber die Brüder sollten und mußten bestraft werden. Dem dwatschen Hans gehörten jetzt zwei Königreiche, und er hatte alle Macht. Doch wie schlecht auch die Brüder zu ihm gewesen waren, er wollte sie doch nicht todt machen; er ordnete nur an, daß sie von nun an zeit lebens wie Knechte leben sollten. Er selber aber wurde sehr glücklich; und wenn ihn auch Alle immer den dwatschen Hans genannt hatten, jetzt zeigte sich's, daß gerade er am klügsten gewesen war.

Im Schloß der Grünheit.

Da war mal ein König, der hatte drei Söhne; die beiden ältesten waren klug, aber der jüngste Sohn war nicht so recht. Na, nun war das gut; aber mit Eins wurd' der alte König so krank, daß er ganz elend wurd', und alle Aerzte der Welt konnten ihm nicht helfen. Da hieß es: ja, wenn Einer das Schloß der Grünheit auf-

finden könnte, dann wär' noch Hülfe möglich; denn in dem Schlosse, daß auf einer schönen, grünen Wiese stand, waren die drei Wasser des Lebens, des Sterbens und der Gesundheit. Aber das Schloß und das ganze Reich dort waren verwunschen, und die Prinzessin, der das Alles gehörte, war auch verwunschen.

Der König rüstete nun den ältesten Sohn aus, und der zog auf's Feinste ab. Doch ein End' davon traf er ein großes Dorf, ein recht hübsches, geräumiges Dorf mit einem feinen Gasthaus. Viele Herren kamen da vor die Thür und sagten dem Prinzen: er möchte doch eintreten! es wäre hier eine schöne Wirtschaft. Das that der Prinz auch, und Alle spielten Karten und tranken, — das muß' nur so sein! Und nach einiger Zeit war mein Prinz ohne Geld und konnt' nicht fort.

Und mit dem zweiten Prinzen, der ausgeschiedt wurd', war es ganz dasselbe; der blieb auch in jenem Gasthaus sitzen.

Nun wollte der dritte Prinz zum Schloß der Grünheit ziehen. „Mein Sohn,“ sagte der alte König, „wenn die Andern es nicht gefunden haben, Du wirst es gewiß nicht finden.“ — „Na, laß man gut sein, Papa!“ sagte der Prinz, rüstete sich aus und ritt ab.

Als er in jenes Dorf kam, traten ihm die feinen Herren entgegen und forderten ihn auf, ein Spiel zu machen. Er aber sagte: das fiel' ihm nicht ein! und ritt weiter.

Er ritt und ritt; zuletzt kam er an ein Häuschen, in dem eine alte Frau wohnte. „Wie komme ich nach dem Schloß der Grünheit?“ fragte er. „Ja,“ sagte die Frau, „es ist nicht mehr weit von hier; aber Ihr müßt über eine Brücke, die von zwei Löwen bewacht wird, und die sind sehr böse. Ich werde Euch aber zwei Stück Fleisch geben, die könnt Ihr den Löwen geben; so habt Ihr guten Hinweg. Auf dem Rückweg werden sie Euch Nichts thun.“

So war's auch, und mein Prinz kam ungehindert in's Schloß der Grünheit. Das lag auf solcher schönen Wiese, und Alles, Alles dort war wunderschön. An einem Fenster standen drei Flaschen mit dem Wasser des Lebens, des Sterbens und der Gesundheit; auch Recepte waren dabei. Und die Prinzessin, die in dem Schloß lebte, war so schön, daß sich der Prinz sofort in sie verliebte; und er vergaß beinahe, sich zu beeilen; das Taschentuch und den Ring der

Prinzessin nahm er aber an sich. Zuletzt schrieb er noch unter einen Tisch seinen Namen und den Tag, an dem er hier gewesen war; dann nahm er die drei Flaschen und ritt ab.

Als er zu der alten Frau kam, sagte sie: „Das ist Alles ganz schön! Aber nun kauft Euch nicht Galgenfleisch!“ Darüber verwundert' er sich, denn er verstand das nicht.

Mit der Zeit kam er in das große Dorf, gerade, als die Leute seine Brüder zum Galgen führen wollten. Die hatten ungeheure Schulden gemacht, und Keiner war da, der die bezahlen konnte; darum sollten die Beiden nun gehängt werden. Mein Prinz besann sich nicht lange und kaufte die Brüder los; und dann verließen alle Drei das Dorf.

Die beiden Aeltesten beredeten sich aber, sie würden dem Jüngsten die Flaschen Wasser wegnehmen und dem alten König Etwas vorreden. Und richtig! Als sie in den Wald kamen, stießen sie den Jüngsten in eine große Kaul' (Grube), füllten ihm drei leere Flaschen mit Jux aus einem verfallenen Brunnen, nahmen die drei Flaschen vom Schloß der Grünheit, und beeilten sich, zu dem alten König zu kommen. Und als der von den drei Wassern getrunken hatte, wurde er frisch und gesund und sehr vergnügt.

Bald darauf hielt der König eine große Jagd ab, und dabei wurde viel Wild erlegt. Die Hunde aber hekten zumeist an einer großen Kaul' herum und bellten, daß es nur so schallte. Nun wurde doch nachgesehen, und dabei kam der jüngste Prinz zum Vorschein. „Papachen,“ sagte er, „ich habe Dir die drei Wasser geholt; trinke sie doch!“ Und als Alle in das Schloß zurückgekehrt waren, fing der alte König auch richtig an, von dem Jux zu trinken. Aber schon beim ersten Schluck rief er „pfui!“ und wurde ganz wüthend. „Siehst Du,“ sagten die beiden Aelteren, „er will Dich vergeben (vergiften)!“ Das ergrimnte den König sehr, und er dachte sich eine Strafe aus.

Er schickte den jüngsten Prinzen mit einem Leibjäger in den Wald und gab Weisung, daß seine Befehle streng ausgeführt würden.

Als sie im Walde waren, sagte der Leibjäger: „Königliche Hoheit, wenn Sie nur wüßten!“ — — „Was soll ich wissen?“ fragte der Prinz. Und nun erzählte ihm der Leibjäger, daß er Befehl

hatte, den Prinzen zu erschließen und daß er zum Zeichen die Augen mitbringen sollte. Mein Prinz erschraf. Aber der Leibjäger sagte: „Wir wollen hier den Hund, den wir mithaben, tödt'schießen; und ich nehme dem die Augen aus.“

Das war ganz schön, aber vorher mußte der Leibjäger noch in die Stadt laufen und ordinaire Kleider kaufen. Die zog der Prinz an, damit er nicht zu kennen wäre. Und dann suchte sich der Prinz in der Stadt ein Unterkommen.

Es lebte da ein armer Schuster; der hatte bald abgewirthschaftet und war sehr verzagt. Den fragte der Prinz: „Meister, braucht Ihr nicht einen Gesellen?“ — „I du mein Gott,“ sagte der Mann, „ich komm' schon allein nicht durch; wie sollt' ich mir da noch einen Gesellen halten?“ — „Na, es schad't Nichts, Meister, ich arbeite bei Euch, und wir theilen Alles!“ sagte der Prinz, und damit gab er ihm Geld. Viel gearbeitet wird er nicht haben, denn er verstand es ja nicht; aber das Geld half dem Meister, und so blieb der Prinz da.

Allmählig vergingen fünf Jahre oder mehr. Jene Prinzessin hatte längst einen jungen Sohn bekommen und wartete immer noch im Schloß der Grünheit auf Erlösung.

Eines Tages lief das Kind unter einen Tisch und stieß sich den Kopf; als es in die Höh' sah, erkannt' er das Geschriebene und rief: „Mamachen, hier steht Etwas geschrieben!“ Die Prinzessin sah nach, las Alles durch und sagte: „Mein Sohn, Dein Vater hat Dir ein Zeichen gegeben.“ Jetzt wußte sie, daß sie bald erlöst sein würde; es mußte nur noch der Prinz ausfindig gemacht werden.

So zog denn die Prinzessin aus dem verwünschten Reich in jenes Königreich und machte bekannt, daß der Prinz zu ihr kommen solle. Sie ließ die ganze Chaussee mit rothem Schallaa (Shawl? Scharlach?) belegen und setzte sich mit ihrem Sohne an die Straße.

Zuerst kam der älteste Prinz; aber als die Prinzessin ihn fragte, wie sich Alles verhielte, und ihn aufforderte, doch zu erzählen, was er vom Schloß der Grünheit wußte, bestand er nicht und mußte abziehen. Und ebenso erging es dem zweiten Prinzen.

Der jüngste Prinz, der beim Schuster war, sagte diesem: er solle ihm ein gutes, feines Pferd besorgen; doch er selber zog sich

schlechte Kuddern (Lumpen) an; und dann sprengt' er über den Schallaa, daß die Lappen flogen.

„Wer kommt jetzt?“ fragte die Prinzessin ihren Sohn.

„Mamachen,“ sagte der kleine Prinz, „es kommt Einer, der hat ein schönes, feines Pferd; und der jagt so, daß die Lappen fliegen.“

Es dauerte auch nicht lange, so wies sich Alles aus. Jetzt war die Prinzessin erlöst. Sie zog mit dem Prinzen in ihr Königreich; und da war nun auch Alles erlöst.

Der alte König hatte zu seinem jüngsten Sohne gesagt: er könne mit den Brüdern thun, wie's ihm beliebe. Aber der Prinz sagte: sie sollten begnadigt sein und im Reiche bleiben, er hätte ja sein gutes Auskommen.



61.

Die gute Kuh.

Es traf sich mal, daß eine Frau, die eine Tochter hatte, einen Mann heirathete, der auch eine Tochter hatte; aber die beiden Mädchen hatten es ganz verschieden; ihre eigene Tochter wurde von der Frau sehr gut gehalten, während die Stieftochter erbärmlich behandelt wurde.

Nun war das gut! Aber eines schönen Tages jagte die Frau die Stieftochter auf's Feld, wo das Vieh war, und befahl ihr, dort zu spinnen, obgleich es schon sehr kalte Witterung war.

Das arme Mädchen ging hin; aber wie sie sich auch sputete, — die Mutter hatte ihr solche Käpp' (Haufen) Flachs gegeben, daß sie nicht fertig werden konnte. Darüber gerieth die Frau in große Bos', und das arme Mädchen weinte heiße Thränen. Und am andern Tage war es ebenso.

Wie sie noch so weinte, kam eine Kuh und sagte: „Weine nicht so! ich will Dir helfen. Bringe Dir morgen den Spinnwocken und sehr viel Flachs und eine Weef zum Aufwickeln mit!“

Am nächsten Tage brachte das Mädchen Alles auf's Feld, wie die Kuh es haben wollte. „So!“ sagte die, „gieb mir den

Flachs! ich werd' ihn kauen. Und dann setz' den Wocken an mein linkes Ohr und zieh' den Faden aus dem Kopf!"

So geschah es auch; und aller Flachs wurde aufgesponnen und sah aus wie Seidenzeug.

Nun kann man sich denken, wie erfreut die Frau war, als das Mädchen all' das Garn nach Hause brachte. Sie bestand darauf, zu wissen, wie es zugegangen war; doch das Mädchen sagte Nichts aus. Da beschloß die Frau, am andern Tage wieder so viel Flachs zu geben und auf's Feld zu gehen, um das Mädchen zu belauschen. Das that sie denn auch und war nicht wenig verwundert, wie sie sah, daß das Garn der Kuh aus dem Ohr gezogen wurde. Nun war sie aber so ärgerlich, daß sie beschloß, die Kuh abzuschlachten.

Meine Kuh, die das erfuhr, sagte zu dem Mädchen: „Es wird Nichts helfen, — die Stiefmutter will mich schlachten. Aber weine nicht und gräme Dich nicht! — ich weiß Rath. Wenn sie mich abgeschlachtet haben, so sieh', daß Du die Leber und das andere Einwendige an Dich nimmst! und vergrabe Alles vor Deinem Fenster! Ich meine es gut mit Dir.“

Als nun das Kuhchen geschlachtet war, holte sich das Mädchen die Leber und das andere Einwendige und vergrub Alles unter ihrem Fenster.

Ja, du mein Gott! — stand da am nächsten Morgen ein Apfelbaum vor dem Fenster! Ueber und über voll gold'ner Äpfel und gold'ner Vögel! Und das sang und klang und glitzerte; und die Zweige neigten und hoben sich; und die Pracht war so gewaltig, daß es weithin blitzte; und Alles klingelte und kläterte nur so.

Alle Leute staunten nun den Baum an; und die böse Stiefmutter konnte sich garnicht zufrieden geben über das Glück, das dem Mädchen zu Theil geworden war. Und als nun gar einige feine Herren angefahren kamen, denen der Baum in die Augen stach, so daß sie um ihn handeln wollten, da konnte sie 's nicht mehr aushalten: sie jagte die Stieftochter wieder auf's Feld.

Es mußte sich aber doch herumgesprochen haben, daß der gold'ne Baum dem Mädchen von Rechtswegen zukam. Und Einer von den Fremden, ein sehr, sehr feiner Herr, ging zu der Frau und sagte ihr: er hätte Kleider und Schuhwerk mitgebracht, die er

unter den Baum legen wolle und die für das Mädchen bestimmt wären. „Denn,“ sagte er, „ist die Sache richtig, gehört ihr wirklich der Baum, so wird er sich neigen, sobald sie unter seine Zweige tritt. Und die Sachen werden ihr angezogen werden! und ich nehme das Mädchen in meiner Kutsche mit nach Hause, denn ich will sie alsdann heirathen!“

Schön! — Nun wurde denn jene Marzell geholt, die so dumm und häßlich war, aber immer so vorgezogen wurde. Sie stellte sich unter den Baum; doch der rechte alle Zweige hoch nach oben, und Alles blieb still.

„Nein, Frau,“ sagte der feine Herr, „dieses Mädchen ist nicht das richtige. Ich frage Euch, ob Ihr nicht noch eine andere Tochter habt!“

„Nein,“ sagte die Frau, „ich habe nur diese ein' einzigste.“

Damit war der feine Herr aber nicht zufrieden; er forschte immerzu, denn die Leute hatten ihm die Sache ganz anders erzählt. Zuletzt konnte die Frau nicht weiter lügen und ließ die Stieftochter vom Felde holen.

Das Mädchen war sonst hübsch; doch die Mutter hatte sie so schlecht angezogen, daß sie jetzt nach gar Nichts ausah. Sie stand da in ihren zerrissenen, griesen Kleidern, ganz wie eine Hirtstochter.

Kaum trat sie aber unter den Baum, so neigten sich alle Zweige, und die Vögel sangen, und Alles strahlte und blänkte und sang ringsum. Es war recht zu sehen, wie der Baum dem Mädchen gehörte.

Nun bekam sie die schönen Kleider und stieg in die Kutsche. Und mein Baum stieg aus der Erde und stellte sich oben auf die Kutsche. Und dann fuhren sie sacht ab, damit der Baum nicht umfiel.

Der feine Herr heirathete das Mädchen; und Beide waren sehr glücklich; und der Baum gab ihnen Reichthum — nicht zu sagen wie viel.

Das erboßte die Alte, und sie gab sich alle mögliche Mühe, die junge Frau zu verderben. Sie verkleidete sich in eine Händlerin und kam zu Jener und bot ihr Schlechtes und Giftiges an.

Doch die junge Frau nahm Nichts. Da mußte das alte Weib abziehen und endlich Ruhe halten.

So blieb es denn dabei, daß die Beiden in Freud' und Seligkeit lebten; und das hatten sie der guten Ruh zu danken.



Einer, der Glück hatte.

Es gingen mal zwei Kinder, ein Jungchen und ein Marjellchen, in den Wald nach Beeren; und als sie da so herumsuchten, kamen Räuber und führten sie weg.

Das war nun ganz gut; die armen Kinder mußten sich's gefallen lassen und lebten Jahr aus, Jahr ein bei den Räubern. Dem Jungen ging aber doch zuletzt der Muth aus, und er lief weg.

Wie er ein Ende weit gekommen war, sah er eine große Schlange; die wand sich um einen Stobben (Baumstumpf), und der Stobben brant' lichterloh.

Der Junge trat hinzu. Da reckte sich die Schlange in die Höhe und sagte: „Ich kann Dir noch am Ende nützen. Nimm diese Pfeife und geh' in die Welt! Es soll Dir an Nichts fehlen.“

Der Junge nahm die Pfeife und ging weiter. Da saß ein Hase am Weg; den wollte er schießen. Aber der Hase drohte ihm mit der Pfote: er solle nicht schießen! Und als der Junge näher trat, sagte der Hase: „Ich kann Dir vielleicht noch nützen. Du brauchst nur zu pfeifen, dann bin ich da.“

Und so traf der Junge allerhand Thiere, und Alle drohten ihm und sagten: er solle sie verschonen! sie könnten ihm vielleicht noch einmal nützen.

So verging eine geraume Zeit. Der Junge war schon ein kräftiger Mann geworden; er wanderte aber immer weiter. Nun kam er eines Tages in ein neues Reich. Da war Alles mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, und Alles, Alles war über die Massen traurig.

Der junge Mensch trat in ein Gasthaus und fragte, warum hier solche Trauer wäre? — „Ach,“ sagte der Gastwirth, „heut' ist ein schwerer Tag für unsern König. Hier zu Lande lebt ein Drachen,

der verlangt immer an einem bestimmten Tage eine Jungfrau, und die verschlingt er. Und diesmal soll es die Prinzessin selber sein. Rettung ist unmöglich.“

Wenn 's weiter Nichts ist! dachte der junge Mensch und ging in den Wald, wo der Drachen die Prinzessin treffen wollte.

Jetzt kam gerade das Fuhrwerk an. Die Prinzessin stieg aus und setzte sich an den Weg, denn da standen Tisch und Stuhl für sie, und las Zeitung und Bücher.

Der junge Mann pfiß auf seinem Pfeisken, und sogleich kamen alle Thiere, die er verschont hatte, auch der Bär, und pasten auf, ob der Drachen kommen würde. Und richtig! da kam der. Aber es dauerte nicht lange, so lagen alle zwölf Köpfe, die der Drache gehabt hatte, an der Erde, denn die Thiere hatten dem Mann gut geholfen. Dieser schnitt nun die Zungen aus den Köpfen, nummerirte Alles, steckte die Zungen zu sich und ging dann ab, denn er wollte sich jetzt zum erstenmal die Welt ansehen. (!)

Der Kutscher, der die Prinzessin gefahren hatte, war aber garnicht umgekehrt, sondern hatte sich hinter Bäumen versteckt. Als der junge Mann weg war, kam der Kutscher hervor und sagte der Prinzessin: wenn sie ihm nicht schwören wolle, daß sie ihn für ihren Erlöser ausgeben werde, dann mache er sie hier gleich kalt. Da schwur sie in ihrer Angst; aber sie bat, ihr ein Jahr Trauerzeit zu gönnen. Er wollte sie nämlich heirathen. Das Jahr gestand er ihr zu.

Die Zeit verging. Und nun kam mein junger Mensch wieder in dies Reich. Alles war diesmal festlich geschmückt und voller Freude. Er kehrte wieder in jenem Gasthaus ein und sagte: „Heute vor einem Jahr war hier Alles so voll Trauer, und heute ist Alles so voll Freud'; wie kommt das?“ Da sagte ihm der Wirth: morgen würd' die Hochzeit der Prinzessin sein; sie werde ihren Kutscher heirathen, denn der hätte sie damals erlöst.

Die Prinzessin hatte aber das ganze Jahr mit Zittern und Zagen zugebracht und bat nun ihren Vater: er möchte doch die Geschichte von ihrer Erlösung überall bekannt machen lassen, auch in Gasthöfen; denn sie dachte doch: da kommt Mancher hin, der jenem jungen Menschen Nachricht geben könnte oder von ihm wüßte.

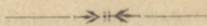
Jetzt war noch eine große Gesellschaft im Schloß, bei der Jeder eine gute Geschichte erzählen sollte.

Der junge Mensch hatte auf seinem Psefchen gepiffen, und sogleich war der Hase erschienen; dem hing er ein Körbchen um und schickte ihn zum Schloß zur Prinzessin, damit sie ihm Etwas von der Hochzeit schicken könnte.

Als der Hase zu der Prinzessin kam, setzte er sich vor sie hin, und sie erkannte bald, wo er herkam. Rasch packte sie ihm etwas Essen und Trinken ein (soviel, wie ein Hase tragen kann) und schickte ihn zurück und ließ dem jungen Menschen sagen, er möchte auch herkommen.

Der Kutscher erzählte gerade die Geschichte mit dem Drachen und wie er dem die Köpfe abgeschlagen hätte; und die zeigte er vor. „Wo sind die Zungen?“ fragte der junge Mensch. „Drachen haben keine Zungen!“ sagte der Kutscher. „So,“ rief der junge Mensch, „hier sind die Zungen! und die Nummern stimmen.“

Das Ende kann man sich denken. Der junge Mensch heirathete die Prinzessin. Der war auch so Einer, der Glück hatte.



Die beiden Brüder.

Da waren mal zwei Brüder; der eine war Schuster, der and're Schneider. Und die gingen zusammen wandern. Sie walzten von Ort zu Ort und sprachen an. Aber der Schuster bekam leider Gottes sehr wenig, während der Schneider immer vollauf bekam.

So war es auch mal an einem Tag gewesen; und darum sagte der Schneider: „Hör' mal, Bruder, von nun an wollen wir das so einrichten, daß — wenn wir in ein Dorf kommen — ich die eine Reihe Rathen absuche und Du die and're nimmst!“ Schön, das wurde denn so abgemacht. Aber als sie am Abend zusammenkamen, hatte der Schneider wieder sehr viel bekommen, und der arme Schuster hatte Nichts außer einem Ei und einem Groschen, nicht mal genug zur Nachtherberg'. „Bruder, erbarm' Dich und gieb mir was dazu!“ sagte er. Da gab ihm der Schneider so viel, wie Jener brauchte. Am andern Morgen zogen sie weiter in die

Welt und kamen in einen großen, großen Wald; und wie sie auch gehen mochten, der Wald nahm kein Ende.

Zur Frühstückszeit setzten sie sich hin, und der Schneider aß sich schön satt. Der Schuster hatte Nichts und bat um ein Stückchen Brod. „Ja,“ sagte der Scheider, „wer was hat, der kann was essen; und wer Nichts hat, der kann auch Nichts essen.“ Und dabei schmeckt' es ihm recht gut; und als er fertig war, wanderten sie weiter.

Nachdem sie wieder mehrere Stunden gegangen waren, setzten sie sich abermals hin, denn es war Mittagszeit. Der Schneider hatte reichlich zu essen; aber der arme Schuster konnte sich vor Hunger kaum noch halten. „Bruder, gieb mir doch ein bischen ab!“ sagte er. „Ja, wenn Du Dir ein Auge ausspicken lässest!“ sagte der Schneider. Das war nun sehr schlimm; aber der Hunger that so weh', und darum sagte der Schuster: „Na, dann spick' mir ein Auge aus!“ Das that der Schneider, und dann gab er ihm ein Stück Brod, doch nicht gerade ein großes, so daß der Schuster halbhungrig bleiben mußte.

Jetzt wanderten sie wieder stundenlang umher; dann setzten sie sich abermals hin, denn es war Vesperzeit. Dem Schneider schmeckte es wieder sehr gut; und der Schuster war schon ganz schwach vor Hunger. „Bruderchen, gieb mir doch was zu essen!“ bat er. „Ja, wenn Du Dir das and're Auge ausspicken lassen willst!“ Mein Gott, der arme Schuster! Aber was blieb ihm übrig? „Wirßt Du mich auch herumleiten?“ fragte er. „Ja!“ sagte der Schneider. „Na, dann spick' mir auch das and're Auge aus!“ sagte er. Das that der Schneider und gab nun Jenem so viel zu essen, daß er wirklich satt werden konnte.

Jetzt wanderten sie denn tüchtig d'rauf los, damit sie aus dem Wald kämen; denn hier war weit und breit kein Dorf, kein Haus zu seh'n. „Lieber Bruder,“ sagte der Schuster, „bring' mich in eine Stadt und setz' mich da irgendwo hin! Ich verlang' schon nichts Anderes mehr.“

Endlich kamen sie aus dem Wald, und vor ihnen lag eine große Stadt. Aber der Schneider dachte: es fällt mir garnicht ein, den Bruder bis dahin zu schleppen; ich werd' ihn hier am Weg'

unter den Galgen setzen. Und richtig, er setzte den Schuster auf einen Balken und sagte: „Nun sind wir in einer großen Stadt, und ich habe Dich hier in eine Stube gesetzt.“ Damit ging er ab.

Mein Schuster saß und saß; zuletzt besann er sich doch und grabbelte so um sich herum. Das soll 'ne große Stadt sein? dachte er. Mit Eins fühlte er einen todten Menschen, der am Galgen hing. „Ach Gott,“ sagte er, „da hat mich mein Bruder unter den Galgen gebracht; jetzt bleibt mir Nichts übrig, als hier zu verhungern.“

Wie er so dasaß, kam ein Rabe angeflogen und setzte sich auf den Galgen. Und nicht lange darauf kam wieder ein Rabe und setzte sich auch da hin.

„Na, Schwester, warum so spät?“

„Ja,“ sagte der zweite Rabe, „ich konnte nicht früher abkommen, weil die Herrschaft nicht zu Hause war.“

Da kam der dritte Rabe angeflogen und setzte sich auf den Galgen.

„Na, Schwester, warum so spät?“

„Ja,“ sagte der dritte Rabe, „ich konnte nicht früher abkommen, weil die Herrschaft nicht zu Hause war.“

„Was giebt's denn Neues?“

„Nicht viel!“ sagte der erste Rabe. „Aber ich habe gehört, daß in dieser großen Stadt das Wasser plötzlich verschwunden ist. Ja, dem wär' wol abzuhelpen. Es liegt da ein großer, großer Stein; wenn der gehoben würd', käm' Wasser in Menge zum Vorschein. Aber ehe der Stein gehoben wird, muß um die ganze Stadt ein Kanal gegraben werden, damit das Wasser nicht überschwemmt.“

„Ich hab' auch was Neues gehört!“ sagte der zweite Rabe. „In dieser Nacht soll ein ungeheuer starker Thau fallen. Wer blind ist und sich mit diesem Thau die Augen wäscht, wird danach besser sehen können, als vorher.“

„Und ich“ sagte der dritte Rabe „habe gehört, daß im andern Königreich die Prinzessin schwer erkrankt ist. Damals, als sie das erste Abendmahl bekommen sollte, fiel das Ablatt (die Oblate) fort und war nicht zu finden. Unter dem Altar sitzt eine Bießkröt'; die

hat das Ablatt im Maul. Wenn Jemand der das Ablatt wegnehmen und es der Prinzessin bringen könnte, dann würde die Prinzessin jünger und schöner, als je zuvor.“

Mein Schuster hörte Alles mit an. Als die Raben fortgeflogen waren, griff er ringsum in's Gras. Nein, das war bloß ein ganz klein bischen feucht; noch thaute es nicht so sehr. Er wartete geduldig; und nach ein Paar Stunden griff er wieder ringsum in's Gras. Ja, jetzt war es schon so naß, als ob ein starker Regen gefallen wäre. Sofort wusch er sich die Augen damit. Zuerst half es gar Nichts. Dann fing es an, ihm so vor den Augen zu schimmern. Zuletzt sah er so klar, wie nie zuvor.

Na, nun wanderte er denn in Fröhlichkeit in die Stadt. Es war schon Morgen. Er trat in's erste Haus und bat um einen Schluck Wasser.

„Ja, lieber Mann,“ sagten die Leute, „wir möchten Ihnen gern Wasser geben, — aber wir haben selbst keins. Wir müssen schon die Kartoffeln mit Wein abwaschen.“

„Wein wäre mir noch lieber!“ sagte der Schuster; und so bekam er Wein und stärkte sich.

Jetzt erzählten ihm die Leute, daß die ganze Stadt ohne Wasser sei.

Dem wäre abzuhelpen! sagte der Schuster und ordnete an, daß ein großer Kanal rings um die Stadt gegraben würde. Und als der Kanal fertig war, ging er mit der ganzen Gesellschaft zu dem großen Stein und ließ den abheben. Ja, da kam das Wasser so in Massen, daß der Kanal gleich gefüllt war und die Leute auf dem Markt bis an die Kniee d'rin gehen mußten. Der Schuster aber bekam ungeheuer viel Geld und wurde sehr belobt; und sie wollten ihn garnicht weglassen.

„Ich habe noch Anderes zu thun!“ sagte er und ging ab.

Als er in das Königreich kam, wo die kranke Prinzessin war, erkundigte er sich zuerst, ob jener Pfarrer noch am Leben und auf dem Dienst wäre. Am Leben wär' er, sagten die Leute; aber nicht mehr auf dem Dienst. Das schadete Nichts! wenn er sich bloß noch besinnen könnte, wie er damals der Prinzessin das Abendmahl geben sollte.

Der Schuster suchte den Pfarrer auf, und der besann sich noch ganz genau auf Alles. So wanderten sie denn in die Kirche, wo der Altar aufgehoben wurde. Wichtig, da saß meine Bockfröt' und hielt das Ablatt im Maul. Sofort wurde das der Prinzessin gebracht, und die wurde auf der Stelle gesund und schöner, als je zuvor.

Und zuletzt heirathete der Schuster die Prinzessin.

Jetzt war er ein Prinz und lebte so gut, wie er's nie gekannt hatte; ihm fehlte gar Nichts.

Als er so einmal am Fenster saß, kam der Schneider vorbei. „Herr Gott, das ist ja mein Bruder!“ sagte der Prinz.

Der Schneider wünschte, ihn zu sprechen. „Ja,“ sagte der Prinz, „lass' er erst die Kleider wechseln!“ Und damit schickte er ihm vornehme Kleider und machte ihn auch zum Prinzen.

Nun kam Jener in die Stube; und der frühere Schuster fragte: was er ihm geben könne?

„Du sollst mir Nichts geben,“ sagte der Schneider; „Du sollst mir blos die Augen ausspicken!“

„Nein, das kann ich nicht! das kann ich nun und nimmer nicht!“

Na, er möchte doch sehr gebeten haben! sagte der Schneider.

Der Prinz blieb dabei: er könnte es nicht thun. Als aber der Bruder garnicht mit Bitten nachließ, gab er Befehl, daß ein Anderer ihm die Augen ausspicken solle. Und danach wünschte der Schneider, unter den Galgen gesetzt zu werden.

Als er so dasaß, rauschte es dreimal über ihm, und die Raben kamen an, setzten sich hin und unterhielten sich zuerst so, wie jenes vorigemal. Dann aber sagte ein Rabe: „Wir wollen doch mal seh'n, ob heute Einer da unten sitzt!“ Und damit flogen alle Drei runter und hackten den Schneider ganz und gar in Stücke.



Die stumme Prinzessin.

Es war mal ein König und eine Königin, und die wünschten sich so sehr Kinder; aber sie bekamen keine. Na endlich, als so und so viel Jahre vergangen waren, bekamen sie eine Tochter. Das Marzjellchen aber war stumm und blieb stumm; — das macht' der Teufel steckte dahinter.

Als die kleine Prinzessin acht, neun Jahr' alt war, gingen die Eltern mal mit ihr spazieren. Plötzlich fing das Kind an zu sprechen. „Papachen,“ sagte die Kleine, „ich muß sterben!“

Und richtig, sie starb. Aber sie sollte nicht auf gewöhnliche Art begraben werden, sondern als Leiche im offenen Sarg vor dem Altar stehen; und zur Nacht sollte immer eine Schildwache bei ihr sein.

Das war ganz gut, aber wenn die Uhr 11 schlug, stieg die Prinzessin aus ihrem Sarge und rief: „Schildwach'! Schildwach'!“ und bracht' den Menschen um. Und das ging jede Nacht so.

Da war nun ein junger Mann, der sagte sich: jetzt kommt die Reihe bald an Dich; entflieh' bei Zeiten! — Und so entfloß er.

Unterwegs traf er ein altes Mannchen; das fragte ihn, wohin er ging. Und der junge Mann erzählte ihm Alles. „Mein Sohn,“ sagte das alte Mannchen, „kehr' ruhig um und lasse Dich für die Nacht hinbestellen! Aber Du mußt gleich bis auf den Thurm klettern. Wenn die kleine Prinzessin so herumsucht, kommt sie wohl auch auf den Thurm; aber dann ist die Stunde um und ihre Macht vorbei.“ So sagte ihm das alte Mannchen Mehreres noch, und der junge Mann kehrte um.

Zur Nacht wurde er richtig in die Kirche bestellt, und er ging da auch gleich bis auf den Thurm. Die Prinzessin schrie: „Schildwach'! Schildwach'!“ und schnüffelt' und kramt' in der ganzen Kirche herum. Ja, den Mann fand sie nicht. Da stieg sie endlich auf den Thurm. Aber in den Augenblick schlug es 12, und ihre Macht war vorbei.

Der König konnt' sich am Morgen nicht genug wundern und fragte den jungen Menschen, wie er's fertig gebracht hätte. Der gab ihm irgend eine Antwort und ließ sich zur Nacht wieder hinbestellen.

In dieser Nacht versteckte er sich hinter dem Altar, denn er sagte sich: die Prinzessin geht diesmal gewiß zuerst auf den Thurm. Und so war es auch. Die schnüffelt' wieder überall herum, fand aber nichts; und da schlug es schon 12.

Zur dritten Nacht wurde mein junger Mensch wieder hinbestellt. Jetzt legte er sich unter den Sarg, und als die Prinzessin fortgegangen war, legte er sich in den Sarg hinein. Um 12 Uhr kam die Prinzessin von ihrer Wanderung zurück. Herr Jes, wie erschrock das Kind, als es den Mann im Sarg sah! Aber nun war auch die Freude groß. „Jetzt bin ich erlöst!“ sagte die Prinzessin; „jetzt kann ich zu meinen Eltern geh'n.“

Sie war erlöst und konnte sprechen wie Andere. Doch für diese Nacht mußte das arme Kind noch Geduld haben. Der König und die Königin und die andern Leute schliefen, und die Kirche war zugeschlossen. Da bat das Kind den jungen Menschen, ihm auch noch einen kleinen Platz im Sarg zu gönnen. Und dann schliefen Beide bis zum hellen Morgen.

Als der Küster in die Kirche kam, war er nicht wenig verwundert. Er lief gleich zum König, und der kam auch in die Kirche. Nun kann man sich denken, welche Freude das war! Nun war ja die stumme Prinzessin erlöst.



65.

Haus Bär.

Ein Pfarrer hatte eine Tochter, und die ging eines schönen Tages in den Wald spazieren. Dort traf sie einen Bären an, der sie sogleich mit in seine Höhle nahm. Das Mädchen bat, er möchte sie doch nach Hause gehen lassen; aber der Bär sagte: nein! — er werde sie heirathen! er sei ein ganz besonders kluger Bär, und sie sollte es ihr Leben lang gut haben. So mußte denn die Pfarrers- tochter dort bleiben und dem Bären die Wirthschaft führen. Er versorgte sie mit Allem, was sie brauchte; wurd' Brod gebacken, so lief er zum Bäcker und stahl ihr ein Brod; den Honig schleppt' er ihr auch zu. Und soweit war Alles ganz schön. Aber obgleich der Bär

herzensgut zu ihr war, und sie mit der Zeit einen netten, kleinen Sohn bekam, — sie grämte sich doch und bangte sich nach Hause.

Einmal war der Bär ausgegangen und gleich auf eine große Entfernung. Da hielt es die junge Frau nicht mehr aus; sie nahm ihr Jungchen, das Hans Bar hieß, wickelt' es in ein Laken und lief so lange, bis sie aus dem Wald kam und ihres Vaters Haus fand. Nun war sie wieder da und wurd' behütet und beschützt. Und das Kind wuchs gesund und kräftig heran.

Als es nun schon groß geworden war und einsah, wie stark es war, wollte es nicht mehr bei der Mutter und dem Großvater bleiben. Die Beiden konnten es nicht hindern; — der Hans Bar wollte in die Welt wandern. Er ließ sich einen eisernen Stock geben und wanderte los.

Nach einiger Zeit kam er in einen furchtbar großen Wald und zu einem ungeheuren Berg. Da stand ein Mann und pustete.

„Na, was gebt Ihr da an?“ fragte der Hans Bar.

„Ich bin ein Bergpuster,“ sagte der Mann; „ich puste so durch den Berg, daß man ohne Schaden hineinkommen kann.“

„Wollt Ihr mit mir wandern?“ fragte der Hans Bar. „Ich könnte Euch brauchen.“

Das sagte der Mann zu, und die Beiden gingen ab.

Nach einer Weile trafen sie einen andern Mann; und das war einer, der Körbe flechten und Leinen drehen konnte. Und mit dem verhandelten sie: ob er nicht auch mitkommen wollte. Ja! er wollte. So zogen die Drei durch die Welt. Aber der Hans Bar war der Stärkste.

Eines Tages kamen sie an ein Gut, das ganz verlassen war. In den Ställen stand wohl schönes Vieh in großer Menge, und in dem Wohnhause war an Essen und Trinken Alles vorhanden, was sich der Mensch nur wünschen kann; aber weit und breit war Niemand zu sehen.

Die Drei aßen und tranken sich gut satt und beredeten sich dann, was sie thun sollten. Sie blieben in dem Hause, und als der Vorrath zu Ende war, beschloßen sie: daß der Hans Bar mit dem Bergpuster in die Umgegend gehen sollte, während der andere

Mann indeß eine Kuh aus dem Stall nehmen und abschlachten sollte so daß, — wenn die Andern zurückkamen — Etwas zum Essen da wäre.

Na ja! — soweit war's wol gut; aber als der Mann die Kuh herausführen wollte, erschien so ein kleines, kleines Mannchen, Spann' lang, mit einem sieben Ellen langen Bart. Das kämpfte mit dem großen Mann und ließ ihn nicht näher kommen und das Kuhchen schlachten.

Als nun die beiden Andern nach Hause kamen, waren sie sehr erzürnt, weil Nichts gekocht war. „Ja,“ sagte der Mann, der Körbe flechten und Leinen drehen konnte, „Ihr sagt das so; aber da kam ein kleines, kleines Mannchen, Spann' lang, mit einem sieben Ellen langen Bart; das war stärker, als ich.“

Nun sollte der Bergpuster zu Hause bleiben und die Kuh schlachten; und die Andern gingen wieder ab. Aber auch der Bergpuster konnte das kleine Mannchen nicht bezwingen; und als Jene nach Hause kamen, ging wieder der Skandal los.

„Jetzt werde ich hier bleiben!“ jagte der Hans Bar und ließ die Andern fortgehen. Es dauerte nicht lange, so kam er mit dem kleinen Mannchen in Streit. „Ach, wart!“ jagte der Hans Bar, „kommst Du mir so?“ Und dabei packte er ihn an seinen langen Bart und keilte ihn mit der Axt in den Hautloß fest. Da war der Bart nun eingeklemmt, und mein Mannchen konnte nicht von der Stelle

Nun wurde die Kuh abgeschlachtet und Essen gekocht. Und darauf beredeten sich die drei Männer: was nun?

„Hör' mal,“ jagte das kleine Mannchen zum Hans Bar, „ich mein' es gut mit Dir. Aber mach' mich frei aus dem Kloß!“ — Das geschah.

„Nun sieh' zu, daß Du in den Berg dort kommst! Da sind drei Prinzessinnen verwunschen.“

„Ist gut!“ sagte der Hans Bar und gab dem Bergpuster Auftrag, ihm einen Weg in den Berg zu pusten. „Und Ihr“ — sagte er zu dem andern Mann — „Ihr werdet einen Korb flechten und eine Leine drehen, das muß nur so fein! Und wenn ich mich da runtergelassen habe und an dem Strick rühre, werdet Ihr Zwei den Korb wieder in die Höhe zieh'n!“

Schön! — Dieser pustete und Jener flocht und drehte; und der Hans Bar kam in den Berg. Da unten war Alles verwunschen; und die drei Prinzessinnen saßen da: eine immer schöner, als die andere; aber die jüngste war die allerschönste.

Raum ging der Hans Bar da unten umher, so traf er auch schon das kleine Mannchen. „Hör' mal, Hans Bar,“ sagte das Mannchen, „hier kommt immer ein Drache her; der hat zwölf Köpfe; die mußt Du ihm abhauen! Dort an der Wand hängt ein ungeheuer starkes Schwert; das nimm!“

Es dauerte nicht lange, so kam der Drache an; und die Prinzessinnen mußten sich gleich an ihre Arbeit begeben und dem Drachen das Ungeziefer absammeln. Der Hans Bar aber nahm das Schwert und schlug dem Drachen elf Köpfe ab; der zwölfte Kopf war der schwerste; aber auch der fiel herunter. Und jetzt waren die Prinzessinnen erlöst. Der Hans Bar zuckte an dem Strick, und die beiden Männer oben wanden die erste Prinzessin in die Höh'. Dann die zweite! Zuletzt die dritte! Der Hans Bar hatte ihnen zwar gesagt: „Euch geh'n die Prinzessinnen gar Nichts an!“ — aber die Beiden beschloßen: sie würden den Hans Bar da unten lassen und würden dann mit den Prinzessinnen abziehen.

„Da an der Wand hängt ein Horn!“ sagte das kleine Mannchen zum Hans Bar. „Nimm das Horn und stoß' hinein, daß es weithin schallt!“ — Das that der Hans Bar, und bei dem großen Schall veränderte sich Alles ringsum: jetzt war das ganze Königreich hier erlöst.

Als der Hans Bar nach oben kam, waren die Andern Alle schon ein gutes Ende weit weg; doch er setzte ihnen nach und befreite die Prinzessinnen. Er lohnte die beiden Männer ab und richtete sich in dem erlösten Königreich ein. Die jüngste Prinzessin wurde seine Gemahlin. Die beiden andern Prinzessinnen aber konnten auch da bleiben. Zuletzt holte sich der Hans Bar noch seine Mutter und seinen Großvater. Und nun lebten Alle in Glück und Reichthum.

Der Prinz von Drengfurt.

Vor langer Zeit war es in der Umgegend von Königsberg Gebrauch, daß alle Leute ihre Pferde und ihr Vieh zusammen hüten ließen; und so war es auch in Drengfurt. Dort lebte ein alter Hirt mit seiner Frau und seinem Sohn Karl; der hütete, mit andern Hirten abwechselnd, die Pferde und das Vieh von der ganzen Gemeinde. Aber jetzt starb er. Seine Frau übernahm mit dem Sohn die Arbeit, und zuerst ging es auch ganz gut; doch dem Sohn träumte in einer Nacht: er solle nach dem Königreich Ezilien wandern. Und in der zweiten Nacht träumt' er dasselbe und in der dritten Nacht wieder dasselbe. Ja, mein Gott, wo aber lag das Königreich Ezilien? und wie konnt' er dahin kommen?

„Mutter,“ sagte der Karl eines Tages, „bleib' Du beim Vieh! Ich werd' zu Haus' das Essen kochen. Und später gieb mir Reisegeld, denn ich muß nach dem Königreich Ezilien wandern!“

Die Mutter war sehr ärgerlich darüber; aber der Karl setzte seinen Willen durch. Als er ihr noch die Paar Fünfschillingstücke abgebettelt hatte, wandert' er ab, — immer weiter, immer weiter.

Wie er so wanderte, kam er in einen Wald; und da stand ein kleines Haus, und in dem Haus war für zwölf Mann Mittag gedeckt. Mein Karl aß von jedem Teller Etwas und verkroch sich dann in dem Kamin, zog das Brett vor und wartete, ob nicht Leute kommen würden. Richtig! es kamen zwölf Mann, und das waren Räuber.

Als die sich an den Tisch setzten, sagte Einer und der Andere: sie bespürten, daß hier schon Jemand Etwas abgegessen hätte. „I wo!“ sagte der Räuberhauptmann; „das sieht nur so aus. Erzählt mir nun, was Ihr eingeraubt habt!“

Und da erzählten sie.

Der Eine sagte: „Ich habe ein Seitengewehr mitgebracht, ein feines Schwert, daß so stark ist, daß es gleich tausend Köpfe auf einmal abhaut.“ — „Na, häng' es man an die Wand!“ sagte der Räuberhauptmann; „das ist etwas sehr Gutes.“

Ein Anderer sagte: „Ich hab' mir auch nichts Schlechtes ausgefucht; ich hab' einen Beutel voll Dukaten, und der wird nie leer.“ — „Das ist herrlich!“ sagte der Räuberhauptmann; „häng' den Beutel an die Wand, mein Sohn!“

Und ein dritter Räuber sagte: „Ich hab' einen Mantel, der ist etwas ganz Ausgezeichnetes; wenn ich mich in diesen Mantel wick'le, so sieht mich kein Mensch; und ich brauch' blos zu wünschen: dahin oder dorthin möcht' ich kommen, — sofort bin ich da.“ — „Häng' den Mantel an die Wand!“ sagte der Räuberhauptmann. — Und dann aßen Alle, bis sie müde waren und sich zum Schlafen hinlegten.

Da kam der Karl zum Vorschein, nahm das Schwert und schlug den zwölf Räubern die Köpfe ab. Dann holte er sich den Beutel herunter und wickelte sich in den Mantel. „Ich möcht' nach Sizilien!“ sagte er, — und da war er auch schon da.

Als er da durch die Straßen ging und grüßte, grüßte ihn Niemand wieder; und das war ja ganz natürlich: er hatte noch den Mantel um. „Tausend noch Eins!“ sagte der Karl; „was sind das für Leute! — die grüßen nicht einmal wieder.“ Aber da fiel ihm der Mantel ein, und er nahm ihn rasch ab. Ja, jetzt grüßten ihn die Leute.

In dem Gasthaus, wo er einkehrte und ein Glas Bier forderte, behandelte ihn der Wirth wie einen ganz gewöhnlichen Arbeiter und fragte ihn, ob er denn auch bezahlen könne. Da griff der Karl in den Beutel und warf dem Wirth ein Paar Dukaten hin. Herr Gott, wie war der erstaunt! Und sofort wurde dem Karl ein feines Zimmer oben angewiesen, und ein tüchtiges Stubenmädchen wurde ihm zur Bedienung gegeben. Die fand an jedem Morgen, wenn sie das Zimmer aufräumte, einen Dukaten liegen. Das gönnten ihr aber die andern Dienstboten nicht; die wollten auch den Fremden bedienen. Doch denen legte er keine Dukaten hin; das Stubenmädchen muß' wieder den Dienst antreten.

Eines Tages fragte der Karl sie, ob sie nicht wisse, wo hier eine Kommission sei, die mit Prinzenkleidern handle. Ja, sagte sie, sie wisse Bescheid; sie werde in die Stadt zu einem Juden gehen und den herschicken. Und der Jude kam auch.

„Beste Herr,“ sagte er, „ich hab' Alles; aber können Sie auch bezahlen.“

Da befahl der Karl dem Juden: der solle seinen großen Hut aufhalten! und dann schüttete er den ganz voll Dukaten. Aber nun der Jude! Er gab dem Karl gleich hohe Titel und versprach, Alles zu besorgen.

„Ja,“ sagte der Karl, „nicht blos Prinzenkleider, sondern auch zwei Kappen als Fahrpferde und dann noch ein feines Reitpferd! Und Alles muß in sechs Tagen hier sein!“

Schön! — In sechs Tagen war auch Alles da; und nun fuhr der Karl durch die Stadt, am Königschloß vorbei. Die Prinzessin stand gerade am Fenster und sah ihn. „Papa,“ rief sie, „eben fuhr ein feiner Prinz hier vorbei.“

„Nein, meine Tochter,“ sagte der König, „ein Prinz kann es nicht gewesen sein; der würde sich hier abgemeldet haben.“

Da lief die Prinzessin wieder an's Fenster und rief: „Jetzt kommt der Prinz zu reiten.“ Der Karl ritt nämlich vorbei.

„Wink' ihm doch, nach oben zu kommen!“ sagte der König. Und sofort lief die Prinzessin nach unten, wo gerade der Karl zu Fuß ankam. Na, nun bedienerte und beknigte die Prinzessin den Karl und redete mit sehr feinen Worten zu ihm. Aber der war wie ein polnischer Och und gab ganz gewöhnliche Antworten. So kamen sie nach oben.

„Gu'n Dag ook!“ sagte der Karl auf seine Königsberg'sche Art; und dabei benahm er sich ganz gewöhnlich.

Als der König ihn fragte, wer er sei, sagte er: „Ich bin der Prinz von Drengfurt.“

„Drengfurt? — Drengfurt?“ sagte der König. „Sold' ein Königreich giebt es garnicht.“ (Denn der wußt' gut Bescheid.)

„Ja, es ist ein Königreich,“ sagte der Karl; „und mein Vater führt' die Kavallerie, auch die Infanterie; und ich hab' es ebenso gemacht.“ (Mit der Kavallerie meint' er die Pferde und mit der Infanterie das Vieh).

Während sie sich noch so unterhielten, wurde dem König Krieg angefügt. Mein Gott, der König wußt' nicht, wie er sich helfen

„soll't und jammert' und sagt': er möcht' sein halbes Reich im Guten abgeben, wenn er nicht Krieg führen dürft'.

„Geben Sie mir das halbe Reich!“ sagte der Karl, „und ich werde den Krieg führen.“ Und dann sammelte er Mannschaft zu Fuß und zu Pferd; aber es kamen blos achtunddreißig Mann zusammen. Mit denen zog er aus, dem Feinde entgegen, der so dicht in einem Wald vor ihnen stand und schon Feuer gab, daß gleich Einige todt hinfielen.

„Werst Euch Alle in den Chausseeegraben!“ sagte der Karl, „und laßt mich allein!“ Und als die Männer im Graben lagen, macht' er sich auf den Weg gegen den Feind und fing an, denen da die Köpfe abzuschlagen, daß das nur so wetteerte; und bald war Alles todt. Blos der feindliche König war am Leben, und den führte der Karl gefangen in die Residenz. Seinen Soldaten im Graben rief er zu: „Steht auf! Der Krieg ist schon aus.“

In der Residenz war die Freude ungeheuer; und der Karl bekam das ganze Reich und die Prinzessin dazu.

Das war nun ganz schön; aber die Prinzessin wünschte sich sehr, ihre Schwiegermutter kennen zu lernen.

Herr Jeses, Herr Jeses! — dachte der Karl; meine arme Mutter muß wol noch das Vieh hüten. Und er wollte nicht, daß die Prinzessin dorthin reiste. Doch die bestand auf ihrem Stück, und so reisten sie denn ab. Eine Abtheilung Husaren kam mit. Der Weg war sehr lang, denn damals war das Reisen noch sehr beschwerlich.

Als sie nach Königsberg kamen, sagte die Prinzessin: „Das ist wohl Deine Residenz?“ — „Nein“ sagte der Karl, „meine Residenz heißt Drengfurt und liegt noch ein Ende davon.“

Zuletzt kamen sie auch dahin. Der Karl hatte einen Boten vorausgeschickt und bei einem Bäcker Wohnung bestellt. Als sie am Rathhaus vorüberkamen, sagte die Prinzessin: „Ist das Dein Schloß?“ — „Nein,“ sagte der Karl, „das liegt vor der Stadt.“ Wie die Prinzessin das Bäckerhaus sah und hörte: hier sollte sie wohnen, war sie sehr verwundert und sagte: „Ich denke, Du wirst mich in Dein Schloß führen und zu Deiner Mutter!“ — „Das

kommt später!“ sagte der Karl. „Wir wollen der alten Mutter im Dunkeln eine Freude machen.“

Und richtig, — als es Abend geworden war, ging er mit der Prinzessin nach dem Hirtenhaus ab.

Dort zankte und schimpfte gerade seine Mutter, wie sie's oft that; denn wenn ein Stück Vieh verhütet war, kamen die Leute und klagten, und sie ärgerte sich darüber.

Als der Karl an die Fensterladen klopfte, rief die Mutter: „Wen schickt der Düwel nu wedder her?“ Sie dachte, es fragte schon wieder Einer nach einem Stück Vieh.

„Ich bin's!“ sagte der Karl; „Dein Sohn!“

„Ach,“ rief die Alte, „geh' wedder hin, wo Du hergekommen bist! Scheer' Dich zum Düwel!“

Da gingen die Beiden ab.

Jetzt wurde ihnen eine Streu auf dem Boden im Bäckerhaus zurechtgemacht. Die Prinzessin wickelte sich in den Mantel, mit dem der Karl vorher das Schwert und den Dukaten-Beutel bedeckt hatte; sie streckte sich aus und seufzte und dachte: Mein Gott, wär' ich lieber zu Hause! — Und da flog sie schon ab, sammt Schwert und Beutel; sie wußt' nicht, wie ihr geschah; aber mit Eins lag sie zu Hause und in ihrem Bett.

Der Karl war wüthend und hielt am andern Tage Auktion ab. Die Pferde brachten ihm ein Theil Geld ein, und auch sonst verkauft' er noch Eins und das Andere. Die Husaren blieben als Invaliden in Drengfurt; und der Karl wanderte ab.

Aber nun nach Gzilien zurückfinden! — Er wanderte und wanderte. Zuletzt kam er in ein abgelegenes Haus, und da sah er in einem Zimmer eine Ledertasche und einen dreimastigen Hut hängen. Das kann ich vielleicht brauchen! dachte der Karl, nahm Beides an sich und ging weiter.

Wie er so wanderte, überfiel ihn die Müdigkeit, und er setzte sich auf die Erde, um zu schlafen. Als er den dreimastigen Hut neben sich warf, drehte sich der, und ein Schuß ging los — wie aus heiterm Himmel. Der Karl war nicht wenig verwundert und fing nun an, die Sachen näher zu besehen. Da fand er in der Ledertasche ein Briefchen, in dem geschrieben stand: daß jedesmal,

wenn der Hut gedreht würde, ein Schuß losgehen mußte. Und in der Tasche lagen noch ein Paar Stiefel, mit denen Einer immer sieben Meilen auf einmal zurücklegen konnt'.

Sogleich zog sich der Karl die Stiefel an und schritt los. Und es dauerte auch nicht lange, so war er wieder in Ezilien.

Dort stellte er sich auf einen Berg vor die Residenz und drehte fortwährend an seinem Hut. Und das war ein Geknall und Bombardiren, daß Einem Hören und Sehen vergehen konnt'; die Häuser in der Residenz krepelten nur so über einander.

Jetzt war die Noth groß, und die Leute riefen: der Feind sei wieder angerückt! — ihr junger König wär' nicht da, und ein Anderer könne ihnen nicht helfen!

Da begaben sich Einige zu dem Karl auf den Berg und fragten, was er verlange. „Die Prinzessin soll zu mir kommen!“ sagte der Karl.

So kam denn die Prinzessin auf den Berg, aber sie erkannte den Karl nicht. Der rief blos: „Schaff' mir sofort den Mantel, das Schwert und den Dukaten-Beutel her!“ Da erkannte ihn die Prinzessin und bat ihn flehentlich, wieder in seine Residenz zu kommen.

Der Karl kam und wurde nun sehr geehrt.

Er führte noch mit sieben Monarchen Krieg und gewann allemal. Aber allen Leuten, über die er König war, gab er sechs Freijahre; sie hatten keine Abgaben zu zahlen und lebten sehr glücklich.



Von dem, dem die Geister helfen.

Jrgendwo lebte mal eine alte Zauberin, und die hatte so'n Häuschen, in dem Dieser und Jener ansprach. Nun kam da auch mal ein armer Jude und bat um Nachtherberge. Die wurd' ihm gewährt, und er sollte in einem Winkel schlafen. Doch er schlief nicht; er paßte auf, ob die Frau einschlafen möchte; denn er hatte an ihrer Hand einen Ring bemerkt, und das war ein Zauberring. Als die Alte eingeschlafen war, stand er auf und zog ihr den Ring

vom Finger. Und wie er nun an seiner eigenen Hand den Ring drehete, erschienen die Erdgeister und fragten: „Was befehlen?“

Na, der Jude besann sich nicht lange; er befahl ihnen Vieles und lebte von nun an in großem Reichthum.

Aber wie das so ist! — Der Jude strengte die Erdgeister zu sehr an. Er wurd' so habgierig, daß denen die Lust verging, für ihn zu arbeiten. Darum gaben sie ihm den guten Rath, lieber die Luftgeister in seinen Dienst zu nehmen.

Wie sollte er dazu kommen?

Da sagten ihm die Erdgeister: er müsse sich einen unmündigen Knaben verschaffen, er könnt' ihn ja in den Dienst nehmen; und dieser Knabe müßt' auf einen hohen Berg — den sie ihm bezeichneten — gehen, aber gerade in der Mittagstunde. Dann würde sich der Berg aufthun; und vor dem Jungen würd' ein verrostetes Schloß und eine goldene Kette hängen. Die beiden Stücke sollte er rasch an sich nehmen. Dadurch würden die Luftgeister gezwungen werden.

Schön! Der Jude sah sich nach solchem Jungen um und fand auch einen. Der aber ging mit seinem Vater durch's Land und ernährte den vom Bettelbrod. Als der Jude ihn fragte, ob er in seinen Dienst kommen wollte, sagte er: „Ich hätt' wol Lust, aber ich kann meinen Vater nicht allein lassen, denn ohne mich hat der Nichts zu leben.“ Da gab ihm der Jude einige Mark und sagte: „Bring' dies Deinem Vater! Das ist blos für vorläufig.“

Als der Alte das Geld sah und hörte, daß das blos der Anfang wäre, sagte er: der Junge könne den Dienst antreten! Und so kam denn richtig auch der Junge zu dem Juden.

Dort erhielt er zwei Pferde und guten Lohn. Und nach einiger Zeit fragte ihn der Jude: ob er den großen Berg kenne? — O ja, den kenne er ganz genau. — Na, dann möcht' er doch zur Mittagstunde da hinaufgeh'n, und wenn der Berg auf (offen) wär', das verrostete Schwert und die goldene Kette an sich nehmen! — das Schwert und die Kette würd' er ja gleich sehen. „J.“ sagte der Junge, „das fällt mir nicht ein. Der Berg thut sich wol auf, aber wenn ich hineingeh', dann schlägt er wo möglich gleich wieder zu.“

Nun fing der Jude an, ihm viel zu versprechen. Er könnt' auch die zwei Pferde behalten! Aber der Junge wollte nicht; er sagte, der Jude solle ihm den Ring geben! Das wollt' nun natürlich der Jude nicht. Doch der Junge blieb bei seinem Willen. Zulezt dachte der Jude: er könnte ja nachher den Ring wieder an sich bringen; wenn 's denn nicht anders wär', — gut, er würd' dem Jungen den Ring borgen.

„Ich will's jetzt versuchen!“ sagte der Junge und ging ab.

Um zwölf Uhr that sich der Berg auf, und der Junge trat ein. Richtig! da hing das verrostete Schwert und die goldene Kette, und der Junge nahm Beides an sich. Aber es war solch' ein Glanz um ihn und solche Pracht, — wie im Paradies. Es sah sich nach allen Seiten um und sah auch Obstbäume stehen; einer war schön, aber der andere war noch schöner. Da war mein Junge nicht faul; er pflückte und sammelte sich so viele Äpfel, wie er nur irgend bei sich verwahren konnte. Und dann suchte er den Ausweg.

Na ja! — den finden! Aber der Junge hatte das verrostete Schwert und die goldene Kette um den Hals gehängt, und als er nun daran drehte, erschienen die Luftgeister und fragten nach seinen Befehlen.

Zu dem Juden wollte der Junge nicht mehr; er wollte zu seinem Vater zurück. Und das geschah nun auch mit Leichtigkeit.

Von jetzt ab lebten der Alte und sein Sohn recht gute Tage, und es fehlte ihnen Nichts. So verging Jahr auf Jahr.

„Hört mal,“ sagte aber eines Tages der Sohn, der sich nun schön ausgewachsen hatte, „ich sehe so die Gesellen und andern jungen Leuten an; die haben schon ihre Braut, blos ich hab' keine. Jetzt werde ich mich aber ernstlich nach einer umsehen, und wenn mir die Prinzessin gefallen sollt', heirath' ich die!“

„Jung', erbarm' Dich!“ sagte der Vater; „was willst Du bereißen (verüben)! Nimm doch Verstand an!“

Nein, der Junge hatte sich's in den Kopf gesetzt, er wollte mal seh'n, ob er nicht die Prinzessin bekommen könne.

Die aber lebte wie im Verborg'nen. Der Kaiser wollte nicht haben, daß ihr anderes Mannsvolk vor Augen käme, und dachte überhaupt nicht daran, daß sie mal heirathen könnte. Er hatte

angeordnet, daß jedesmal, wenn die Prinzessin spazieren führe, ein Kanonenschuß gelöst würde und daß dann kein Mann sich auf der Straße zeigen dürfte, bis die Prinzessin wieder in's Schloß zurückgekehrt wär'.

Nun sollte sie gerade wieder mal ausfahren. Mein Junge war nicht faul und klettert' rasch auf einen Baum und saß da und wartete, bis der Wagen herankam. Dann dreht' er an seinem Ring und befahl, daß die Räder vom Wagen kullern sollten.

Richtig! Die Räder kullerten vom Wagen, und der Wagen saß nun fest. Was nun?

Die Prinzessin fragte den Kutscher, ob er den Wagen nicht zurechtmachen könne? — Nein! er allein könne das nicht.

„Mein Gott!“ sagte die Prinzessin, „kann denn nicht ein and'rer Mensch helfen?“

„Ja, Prinzessin,“ sagte der Kutscher, „wo soll jetzt ein Mensch herkommen? Der Kaiser verbietet ja Jedem, auf der Straße zu sein, wenn Sie ausfahren.“

Das verwunderte die Prinzessin doch sehr.

„Aber,“ sagte der Kutscher — „ich sehe Einen da oben auf dem Baum sitzen; der könnt' uns helfen.“

Nun wurd' denn mit dem Jung' verhandelt, und der kam herunter und macht' mit Hülfe der Geister den Wagen wieder zurecht. Dabei besah er sich die Prinzessin und dachte bei sich: ja, die gefällt mir.

Als er nach Hause kam, sagt' er zu seinem Vater: „Vater, ich werd' die Prinzessin heirathen.“ — „Gott's helle Million, Jung'! wie kannst Du so Etwas sagen?“ — „Ja, ich will. Und Ihr werd't vorerst mit diesem goldenen Apfel zum Goldschmied gehen und mir bei dem ein gold'nes Korbchen bestellen!“

Der Alte wollte nicht, aber er mußte. Er nahm den gold'nen Apfel und ging.

Mit den Äpfeln war das so: als der Junge die damals nach Hause brachte, biß der Alte gleich in einen hinein; aber — nuicht! (Nichts) — nicht rühr' an! Der Apfel war wie Holz. „Na, wir wollen ihn noch zwei, drei Wochen liegen lassen!“ sagte er.

Und als diese Zeit um war, biß er wieder in einen Apfel; aber der war eben so hart. Und so waren Alle. Da stellte es sich heraus, daß es lauter goldene Äpfel waren.

Wie der Alte zum Goldschmied kam, sagte der: „Alterchen, so was kann ich Euch nicht bezahlen.“ Aber es war noch ein and'rer Goldschmied zugegen; und die Beiden kauften denn zuletzt gemeinschaftlich den Apfel. Nun sollte ein schönes, gold'nes Korbchen gearbeitet werden.

Als das fertig war, gab der Junge dem Vater drei Äpfel und sagte: „Geht damit in's Schloß und sagt dem Kaiser: ich ließ' anfragen, wenn ich hinkommen könnt'! — denn ich bin gesonnen, die Prinzessin zu heirathen.“

„Jung', erbarm' Dich! erbarm' Dich!“ rief der Alte; „sprich nicht solchen heillosen Unsinn! Es könnte Jemand zuhören, und es möcht' uns schlecht geh'n.“

„Das ist mir ganz gleich!“ sagte der Jung'; „ich bleib' bei meinem Stück. Und nun macht, daß Ihr hingeh't!“

So mußt' sich denn der Alte auf den Weg machen. Er wurde auch richtig vorge lassen.

Der Kaiser hörte ihm ruhig zu, denn die Äpfel gefielen ihm ausnehmend. „Gott's Tausend noch Eins!“ sagte er; „das sind schöne Äpfel.“ — Na ja, er möcht' nun aber so gefällig sein und Antwort sagen!

„Laß' Euer Sohn über ein Vierteljahr vorsprechen!“ sagte der Kaiser.

Als der Alte nach Hause kam und das bestellte, schimpfte der Sohn so, daß dem Alten wieder himmelangst wurde, es könnte Jemand Etwas davon hören. Aber der Junge sagte: ihm wär' das ganz gleich. Und morgen sollte der Alte mit vier Äpfeln hingeh'n!

„Na, seid Ihr wieder da, Alterchen?“ sagte der Kaiser. Aber als er hörte, um was es sich handelte, sagte er: „Noch ein Vierteljahr!“ — Das war nun so zu rechnen, daß es im Ganzen ein halbes Jahr betrug. Und mein Junge wurd' über die Maßen bösig.

„Jung', erbarm' Dich blos!“ bat der Alte, „und schimpf' nicht so! Es möcht' uns doch noch schlecht geh'n.“

Doch dem Jungen war Alles Einerlei. Und am dritten Tage mußte der Alte mit fünf Äpfeln abgeh'n.

Nun bekam der Kaiser doch Lust, den Menschen kennen zu lernen, der so reich war, und er sagte: er würde mit der Prinzessin sprechen und dann Bescheid sagen lassen.

„Papachen,“ sagte die Prinzessin, als ihr der Kaiser erzählte, sie werde sich wahrscheinlich verheirathen, — „Papachen, wo soll Einer herkommen, den ich heirathen kann? Ich bekomme ja Keinen zu seh'n. Blos neulich, als der Wagen entzwei ging, sah ich einen Mann auf dem Baum sitzen.“

„Es wird sich Alles finden!“ sagte der Kaiser.

Nun kam denn der Junge in's Schloß. Er gab sich rechte Mühe, fein zu sein; die Art von Herrschaften hatte er ja nicht, und er konnte sie auch nicht so geschwind lernen; aber es ging. Er gefiel der Prinzessin, und sie wurden einig.

Der Kaiser aber sagte: „Ich gebe meine Einwilligung nur, wenn Du morgen um zehn Uhr mit einem Regiment Husaren vor's Schloß kommst und alle Exercitien ausführst!“

Der Junge war nie Soldat gewesen; wie sollte er nun zu so Etwas kommen? Dem alten Vater wurde ganz angst. Aber der Junge legte sich schlafen und schlief bis halb zehn. Als er aufwachte, war die ganze Straße voll Husaren. „Herr Gott!“ rief der Alte, „sagt' ich's nicht? — nun kommen sie uns holen.“

Aber nein! Da kam ein Husar in's Zimmer und brachte die Montirung und bediente den Jungen, wie einen hohen Offizier. Und der Junge stieg auf's Pferd und ritt mit den Soldaten vor's Schloß und that Alles, wie 's der Kaiser gewünscht hatte.

Jetzt wurde die Hochzeit ausgerichtet; und das junge Paar wohnte auch im Schloß.

Jeden Morgen öffnete der Kaiser sein Fenster und genoß die Morgenluft. „Hör' mal,“ sagte der Junge zu seiner Frau, „Dein Vater ist doch reich?“ — „Ich denk' wol!“ sagte die Prinzessin. — „Na, dann wünsch' ich, daß er lieber ein Glas Wein trinkt, als blos Morgenluft schluckt!“ rief der Junge; ihn ärgert' es immer, daß der Kaiser nicht mit Geld 'rausrückt'. „Ich verlange“ sagte

er zum Kaiser, „mein eig'nes Schloß. Aber die Einrichtung muß ganz von Gold sein!“

Herr Gott! dem Kaiser war das nicht möglich; was sollte nun werden?!

Doch mein Junge beredete sich mit den Geistern; und am andern Morgen stand ein prachtvolles Schloß da, — die ganze Einrichtung von Gold. Hier konnte das junge Paar nun leben. Das Essen wurde aber drüben im alten Schloß gekocht und dann immer herübergebracht.

So verging einige Zeit. Nun wollte der Junge doch mal auf die Jagd geh'n. Bis dahin hatte er immer das verrostete Schwert und die goldene Kette bei sich getragen; aber jetzt nahm er Beides ab und hing es an einen Nagel.

Währenddeß er weg war, fand sich der Jude ein. Der hatte herumspionirt hierweg und dawege und dachte nun: er müßt' doch mal seh'n, ob er nicht in das neue Schloß käme. Er klingelte also an. Das Mädchen machte die Thür auf und fragte, was er wolle. „Haben Sie nicht ein Hasenfellchen?“ fragte der Jude. Das Mädchen sagte, sie wolle nachseh'n. Und dabei ließ sie den Juden herein. Der aber — nicht faul — riß gleich das verrostete Schwert und die goldene Kette an sich und wünscht' auf der Stelle: daß das ganze Schloß mit der Prinzessin und dem Mädchen auf einer Insel — weit von hier — zu stehen käm'.

Das geschah. Und nun war die Prinzessin verschwunden.

Jahr auf Jahr verging. Mein Junge sucht' im ganzen Land und fand keine Spur von seiner Frau und dem Schloß. Doch zuletzt sagten ihm die Geister: wenn er auf jene Insel käme, — ja, dann könnt' er sie noch befrei'n; doch zu Schiff ginge das nicht.

Der Junge sah aber ein Schiff kommen und fuhr mit dem auf die Insel zu. Ach mein Gott! — mitten auf dem Wasser wurde das Schiff brüchig und ging auseinander. Der Junge setzte sich mit knapper Noth auf ein loses Brett und ließ sich nach der Insel treiben.

Dort ging er so lange umher, bis er einen Hasen geschossen hatte. Den trug er zum Schlosse. Niemand erkannte ihn, denn

er hatte sich in der Zeit recht verändert. Das Mädchen sagte, er möchte am andern Tag wieder einen Hasen bringen!

Der Jude bekam auch Lust, auf die Jagd zu gehen. Und als er gegangen war, schlich sich der Junge in's Schloß und sprach mit der Prinzessin. Die erkannte ihn noch immer nicht; blos die Sprache kam ihr bekannt vor; die Muttersprache hatt' er doch nicht verlernt. Da gab er sich ihr zu erkennen und sagte: sie solle zum Abend dem Juden einen gehörigen Trank zurecht machen, damit er sich ganz betrinke! Der Junge selber aber wollt' sich im Zimmer verstecken.

Das geschah. Mein Jude war so verlectert auf den Trank, daß er sich ganz und gar betrank. Da sprang der Junge vor und riß ihm Eins über, nahm das verrostete Schwert und die goldene Kette und wünschte: es sollte Alles so sein, wie vordem. Und so ist es denn auch wol gekommen



